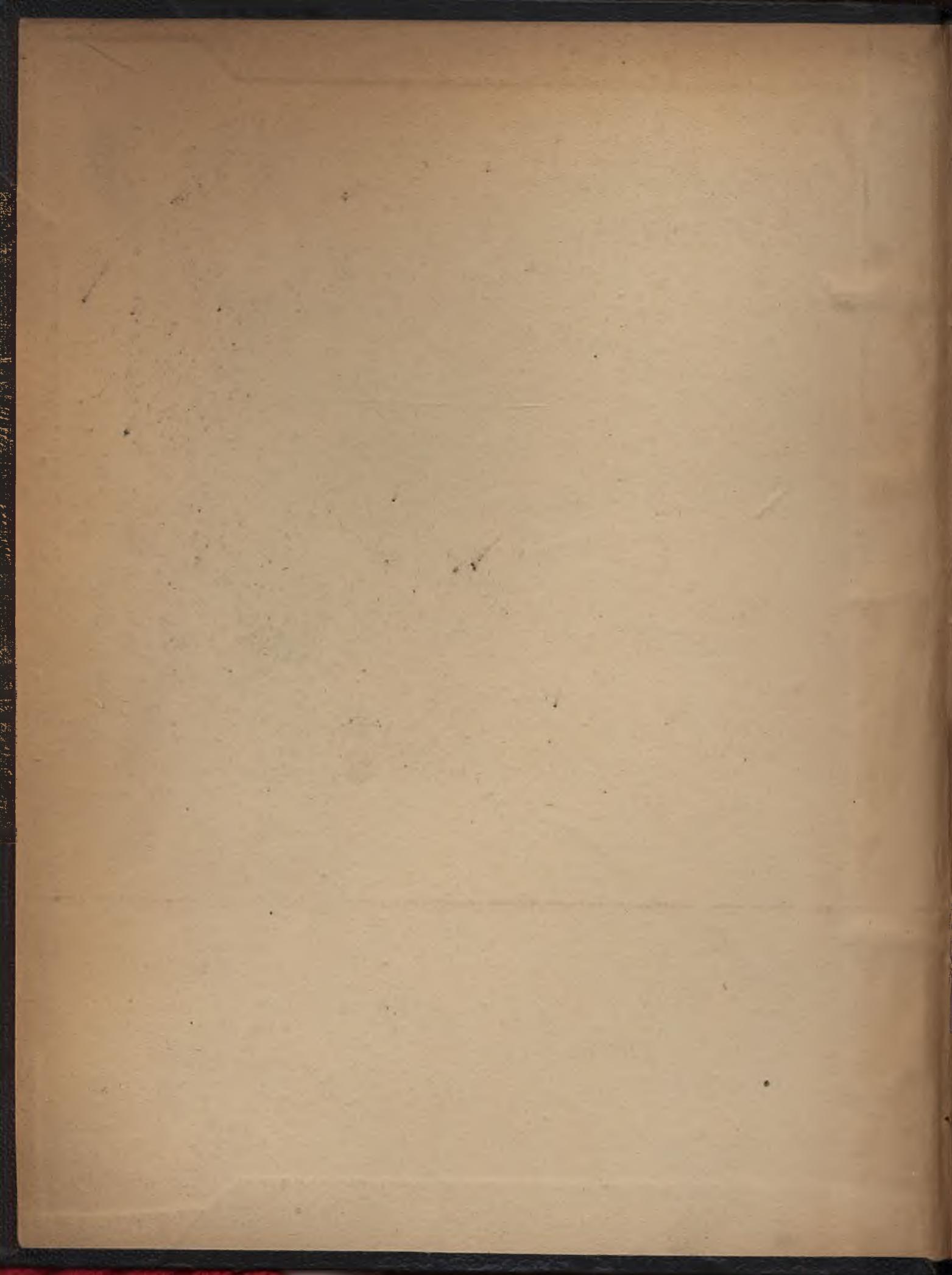


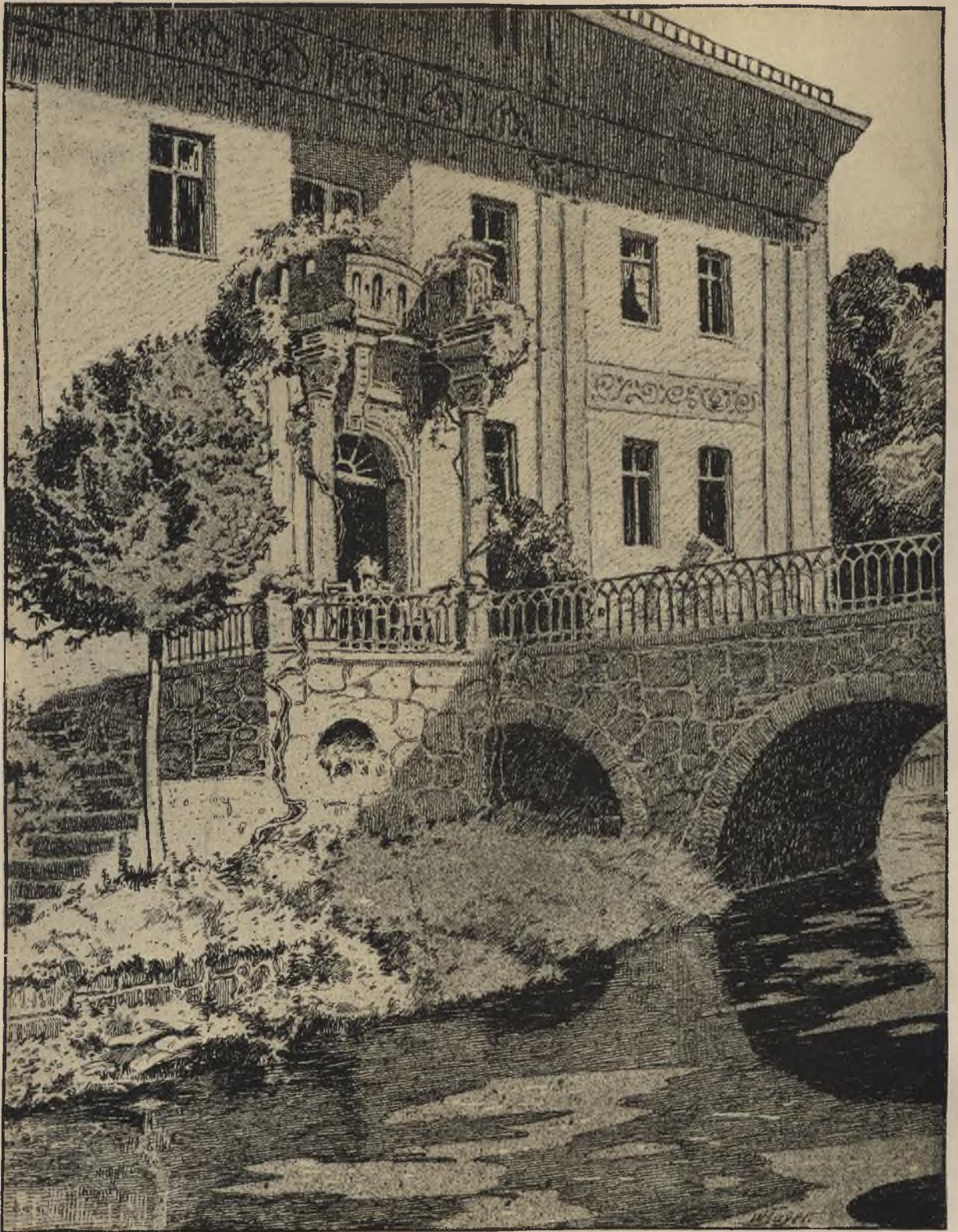
Princeton University

4243 III



4129/





Herrenhaus Rudelstadt.

4129

Schlesischer Heimatkalender für das Jahr 1920



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau

2933

Biblioteka
Sejm Śląski

4213

III

X-7443
4213/ III
1920



30.000,-

Kalenderzeichnungen, Kunstbeilagen und Umschlagszeichnung
von Walter Bayer

Schriftleiter: Dr. Hugo Reinhart

Druck des Textes, der Kunstbeilagen und des Umschlages
von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.



In dem Augenblick, da diese Blätter hinausgehen, ist es noch ungewiß, welche Gestalt Schlesiens durch den Friedensschluß erhalten wird. Eine spätere Volksabstimmung soll entscheiden, ob und wie Oberschlesien zwischen uns und Polen geteilt werden soll; für gewisse an die Provinz Posen grenzende Landstriche Mittelschlesiens ist die Entscheidung, daß sie polnisch werden sollen, bereits gefallen. Mögen die fremden Staatsmänner, die wähen, durch auf dem Papier gezogene Linien über die Schicksale der Völker zu bestimmen, nach ihrem Gutdünken verordnen, was in Zukunft Schlesiens heißen soll. Für uns bleibt Schlesiens, was es war und ist. Unsere Heimatprovinz ist kein bloßer „geographischer Begriff“, sondern eine seit vielen Jahrhunderten auf geographischen, völkischen und wirtschaftlichen Grundlagen festgegründete Einheit. Schlesiens ist Oderland. Keine andere Provinz Preußens wird so wie die unsere durch einen Strom beherrscht und zusammengehalten. Die Wasserscheide, welche schon unseren heidnischen Vorfahren als die natürliche Grenze eines Volkes galt, fällt selbst in dem durch keine scharfen Landmarken gezeichneten Osten fast genau zusammen mit der historischen Grenze unserer Provinz. Will man jetzt einen Teil Oberschlesiens einem andern Staate angliedern, so können dadurch ebensowenig geographische Tatsachen ausgelöscht wie die kulturellen Verbindungen gelöst werden, die Oberschlesiens seit alterher mit dem Hauptteil der Provinz und dem übrigen Deutschland verknüpfen.

Nicht so früh wie der begünstigte Westen Deutschlands hat Schlesiens die Höhen der Kultur erklommen. Aber es ist schließlich nicht hinter den anderen Teilen des Reiches zurückgeblieben und es darf sich mancher besonderen Vorzüge rühmen. Die Schönheiten der Natur hat man erst in verhältnismäßig junger Zeit, dafür jedoch umsomehr schätzen gelernt, sodaß alljährlich viele Zehntausende, zum Teil von weit her, unseren schlesischen Gebirgen und den heilkräftigen Bädern zuströmen. Eine reiche Geschichte spiegelt sich in Stadt und Land in den Denkmälern aus alter Zeit wider. Sie reden von der Macht der Fürsten und der Kirche, von werktätigem Bürgerinn und von Handel und Wandel, die hier im Herzen Europas, auf der Brücke zwischen Westen und Osten schon im Mittelalter in hoher Blüte gestanden haben. Die Erschließung der Bodenschätze brachte im neunzehnten Jahrhundert einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung. Das äußere Bild hat sich im Laufe der Jahrhunderte mächtig verändert. Die Menschen sind zahlreicher geworden, aber sie sind im Inneren die gleichen geblieben, wie sie unser berühmter Landsmann Gustav Freytag vor siebzig Jahren treffend gekennzeichnet hat, mit „dem Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altsächsischer Bedächtigkeit, von gutmütiger Einfalt und kalkulierendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflektierender Ironie, von lauter Fröhlichkeit und andächtigen Ernst“ und mit der tiefen Liebe zur Heimat und der Sehnsucht nach ihr, die den rechten Schlesier nie verläßt, auch wenn es ihm in der Fremde gut geht.

Diesem Schlesiens weihen wir unseren „Schlesischen Heimatkalender“. Er will den Schlesiern und allen, die schlesischem Wesen Verständnis entgegenbringen, ein Freund sein, ihnen aus heimischer Sage und Geschichte erzählen, die Freude an der Natur wecken und vertiefen und in schlesischer Gemütlichkeit Ernstes oder Heiteres vorplaudern.

Gut schlesisch und treu deutsch — das sei die Lösung!



Januar

1	Donnerstag	Neujahr	Neujahr	
2	Freitag	Abel, Seth	Mafarius	
3	Sonnabend	Enoch	Genovefa	
4	Sonntag	Sonnt. n. Neuj.	Sonnt. n. Neuj.	
5	Montag	Simeon	Telesphorus ☿	
6	Dienstag	Epiphania	Heil. 3 Könige	
7	Mittwoch	Julian	Lucian	
8	Donnerstag	Erhard	Severinus	
9	Freitag	Beatus	Julian	
10	Sonnabend	Paulus	Agathon	
11	Sonntag	1. n. Epiph.	1. n. Hl. 3 Kön.	
12	Montag	Reinhold	Urkadius	
13	Dienstag	Hilarius	Gottfried ☿	

Des Menschen Ehre glänzt und bricht gleich einem Glase.
 Ein Augenblick verkehrt,
 Was langer Nächte Fleiß, was vieler Jahre Sorgen
 Uns Armen kaum gewährt.

Andreas Gryphius.

Januar

14	Mittwoch	Felix	Felix	
15	Donnerstag	Maurus	Maurus	
16	Freitag	Marcellus	Marcellus	
17	Sonnabend	Antonius	Antonius	
18	Sonntag	2. n. Epiph.	2. n. Hl. 3 Kön.	
19	Montag	Sara	Kanut	
20	Dienstag	Fabian, Sebast.	Fabian, Sebast.	
21	Mittwoch	Agnes	Agnes	☉
22	Donnerstag	Vincentius	Vincentius	
23	Freitag	Emerentiana	Emerentiana	
24	Sonnabend	Timotheus	Timotheus	
25	Sonntag	3. n. Epiph.	3. n. Hl. 3 Kön.	
26	Montag	Polyfarp	Polyfarp	
27	Dienstag	Joh. Chrysoft.	Joh. Chrysoft.	
28	Mittwoch	Karl	Karl d. Gr.	☾
29	Donnerstag	Valerius	Franz v. Sales	
30	Freitag	Udelgunde	Martina	
31	Sonnabend	Vigilius	Petrus Nolascus	





Februar

1	Sonntag	Septuagesimae	Septuagesimae	
2	Montag	Mariä Reinig.	Mariä Lichtmess	
3	Dienstag	Blasius	Blasius	
4	Mittwoch	Veronica	Andr. Corfin. ☉	
5	Donnerstag	Agatha	Agatha	
6	Freitag	Dorothea	Dorothea	
7	Sonnabend	Richard	Romuald	
8	Sonntag	Sexagesimae	Sexagesimae	
9	Montag	Apollonia	Apollonia	
10	Dienstag	Scholastica	Scholastica	
11	Mittwoch	Euphrosyna	Desiderius ☉	
12	Donnerstag	Eulalia	Eulalia	
13	Freitag	Benignus	Benignus	

Ich sage mich los: von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls; von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will. Ich glaube und bekenne: daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann.

Carl von Clausewitz.

Februar

14	Sonnabend	Valentinus	Valentinus	
15	Sonntag	Estomihi	Estomihi	
16	Montag	Juliana	Juliana	
17	Dienstag	Fastnacht	Fastnacht	
18	Mittwoch	Aschermittwoch	Aschermittwoch	
19	Donnerstag	Susanna	Gabinus ☉	
20	Freitag	Eucherius	Eulenterius	
21	Sonnabend	Eleonora	Eleonora	
22	Sonntag	Invocavit	Invocavit	
23	Montag	Serenus	Serenus	
24	Dienstag	Schalttag	Schalttag	
25	Mittwoch	Quat. Mathias	Quat. Mathias	
26	Donnerstag	Victorinus	Walburga	
27	Freitag	Nestor	Alexander ☽	
28	Sonnabend	Leander	Leander	
29	Sonntag	Reminiscere	Reminiscere	





März

1	Montag	Albinus	Albinus	
2	Dienstag	Simplicius	Simplicius	
3	Mittwoch	Kunigunde	Kunigunde	
4	Donnerstag	Adrianus	Kastmir ☉	
5	Freitag	Friedrich	Friedrich	
6	Sonnabend	Fridolin	Victor	
7	Sonntag	Oculi	Oculi	
8	Montag	Philemon	Johann de Deo	
9	Dienstag	Franziska	Franziska	
10	Mittwoch	Henriette	Mittfasten	
11	Donnerstag	Rosina	Eulogius	
12	Freitag	Gregor d. gr. P.	Greg. d. gr. P. ☾	
13	Sonnabend	Ernst	Euphrasia	

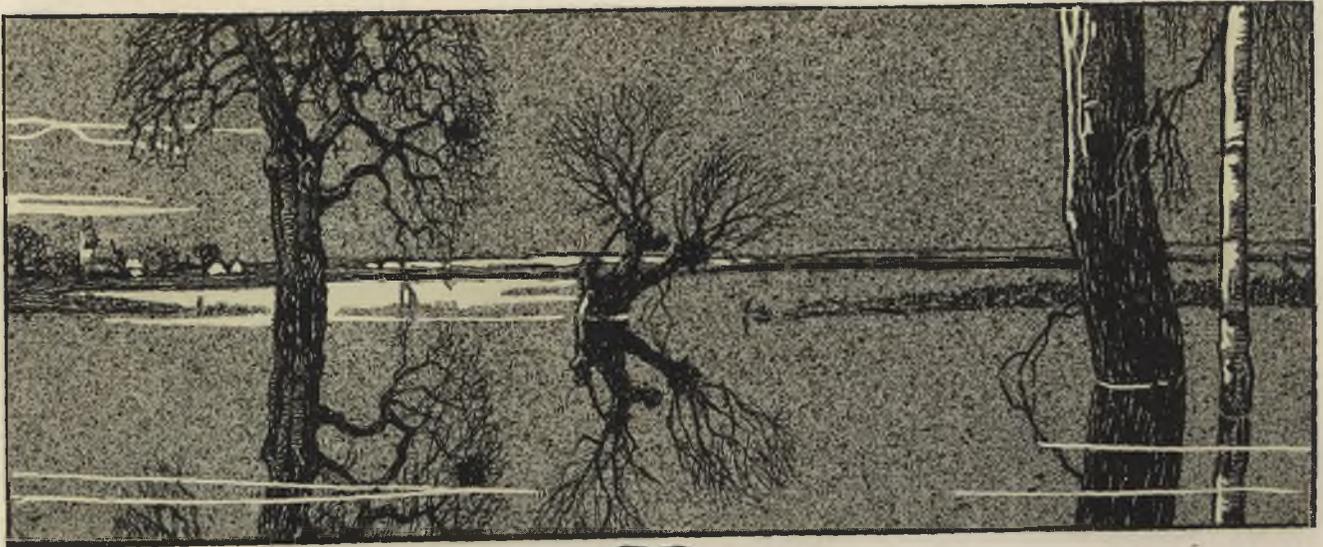
Für wahre Freiheit kämpft mit Recht nur der,
Der stets im einzelnen die Freiheit ehrt.

Gustav Freytag.

März

14	Sonntag	Lätare	Lätare	
15	Montag	Christoph	Longinus	
16	Dienstag	Cyriacus	Heribert	
17	Mittwoch	Gertrud	Gertrud	
18	Donnerstag	Anselmus	Cyrillus	
19	Freitag	Josef	Josef Nährv.	
20	Sonnabend	Hubert	Joachim ☉	
21	Sonntag	Judica	Judica	
22	Montag	Kasimir	Octavian	
23	Dienstag	Eberhard	Otto	
24	Mittwoch	Gabriel	Gabriel	
25	Donnerstag	Maria Verkünd.	Maria Verkünd.	
26	Freitag	Emanuel	Schmerz. Mar.	
27	Sonnabend	Rupert	Rupert ☽	
28	Sonntag	Palmarum	Palmarum	
29	Montag	Eustasius	Eustasius	
30	Dienstag	Guido	Quirinus	
31	Mittwoch	Amos	Salbina	





April

1	Donnerstag	Gr. Donnerstg.	Gr. Donnerstg.	
2	Freitag	Karfreitag	Karfreitag	
3	Sonnabend	Christian	Richard	☉
4	Sonntag	Hl. Osterfest	Hl. Osterfest	
5	Montag	Ostermontag	Ostermontag	
6	Dienstag	Jrenäus	Cölestinus	
7	Mittwoch	Cölestin	Hermann	
8	Donnerstag	Liborius	Albert	
9	Freitag	Bogislaus	Maria Kleophä	
10	Sonnabend	Daniel	Ezechiel	
11	Sonntag	Quasimodog.	Quasimodog.	☉
12	Montag	Julius	Julius	
13	Dienstag	Justinus	Hermengild	

Magst du zu dem Alten halten
 Oder Altes neugestalten,
 Mein's nur treu und laß Gott walten.

Joseph Schr. von Eichendorff.

April

14	Mittwoch	Tiburtius	Tiburtius	
15	Donnerstag	Olympides	Anastasia	
16	Freitag	Carisius	Drogo	
17	Sonnabend	Rudolf	Anicetus	
18	Sonntag	Miseric. Dom.	Miseric. Dom. ☉	
19	Montag	Hermogenes	Werner	
20	Dienstag	Sulpitius	Viktor	
21	Mittwoch	Adolarius	Anselm	
22	Donnerstag	Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	
23	Freitag	Georg	Georg	
24	Sonnabend	Albert	Udalbert	
25	Sonntag	Jubilate	Jubilate ☽	
26	Montag	Kletus	Kletus	
27	Dienstag	Anastafius	Anastafius	
28	Mittwoch	Vitalis	Vitalis	
29	Donnerstag	Sibylla	Petrus III.	
30	Freitag	Eutropius	Kathar. v. Siena	





Mai

1	Sonnabend	Phil. Jakobus	Phil. Jakobus	
2	Sonntag	Cantate	Cantate	
3	Montag	Kreuz Erfind.	Kreuz Erfind. ☉	
4	Dienstag	Florian	Monica	
5	Mittwoch	Gotthard	Pius V.	
6	Donnerstag	Dietrich	Joh. v. d. Pf.	
7	Freitag	Gottfried	Stanislaus	
8	Sonnabend	Stanislaus	Michaels Ersch.	
9	Sonntag	Rogate	Rogate	
10	Montag	Gordian	Antonius	
11	Dienstag	Mamertus	Mamertus ☾	
12	Mittwoch	Pankratius	Pankratius	
13	Donnerstag	Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert.
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

G. E. Keßing.

Mai

14	Freitag	Christian	Bonifacius	
15	Sonnabend	Sophia	Sophia	
16	Sonntag	Exaudi	Exaudi	
17	Montag	Jodocus	Ubalduſ	
18	Dienstag	Erich	Venantiuſ ☉	
19	Mittwoch	Potentiana	Petrus Cöleſt.	
20	Donnerſtag	Anaſtaſiuſ	Bernhardin	
21	Freitag	Prudens	Felix	
22	Sonnabend	Helena	Julia	
23	Sonntag	Hl. Pfingſtfeſt	Hl. Pfingſtfeſt	
24	Montag	Pfingſtmontag	Pfingſtmg. ☽	
25	Dienstag	Urban	Urban	
26	Mittwoch	Quat. Eduard	Quat. Phil. Meri.	
27	Donnerſtag	Endolf	Beda	
28	Freitag	Wilhelm	Wilhelm	
29	Sonnabend	Maximin	Maximus	
30	Sonntag	Trinitatiſ	Dreifaltigkeit	
31	Montag	Petronilla	Petronilla	





Juni

1	Dienstag	Nikomedes	Jventius [Ⓢ]	
2	Mittwoch	Marcellinus	Erasmus	
3	Donnerstag	Erasmus	Fronleichnam	
4	Freitag	Carpafius	Quirinus	
5	Sonnabend	Bonifacius	Bonifacius	
6	Sonntag	1. n. Trinitatis	2. n. Pfingsten	
7	Montag	Lucretia	Robert	
8	Dienstag	Medardus	Medardus	
9	Mittwoch	Primus	Felician [Ⓢ]	
10	Donnerstag	Onuphris	Margareta	
11	Freitag	Barnabas	Herz-Jesu-Fest	
12	Sonnabend	Basilides	Basilides	
13	Sonntag	2. n. Trinitatis	3. n. Pfingsten	

Tugend ist der beste Freund,
 Der uns immer pflegt zu lieben,
 Wenn die schöne Sonne scheint,
 Und die Wolken uns betrüben.

Martin Opitz.

Juni

14	Montag	Eliäus	Basilius	
15	Dienstag	Vitus	Vitus	
16	Mittwoch	Justina	Benno	☉
17	Donnerstag	Voltmar	Adolf	
18	Freitag	Arnulf	Marc. u. Marcell	
19	Sonnabend	Gervas. Protas.	Gervas. Protas.	
20	Sonntag	3. n. Trinitatis	4. n. Pfingsten	
21	Montag	Albanus	Aloysius	
22	Dienstag	Achatius	Paulinus	
23	Mittwoch	Basilius	Edeltrud	☾
24	Donnerstag	Johannes d. T.	Johannes d. T.	
25	Freitag	Elogius	Prosper	
26	Sonnabend	Jeremias	Joh. u. Paul	
27	Sonntag	4. n. Trinitatis	5. n. Pfingsten	
28	Montag	Leo II. Papst	Leo II. Papst	
29	Dienstag	Peter, Paul	Peter, Paul	
30	Mittwoch	Pauli Gedächtn.	Pauli Gedächtn.	



July

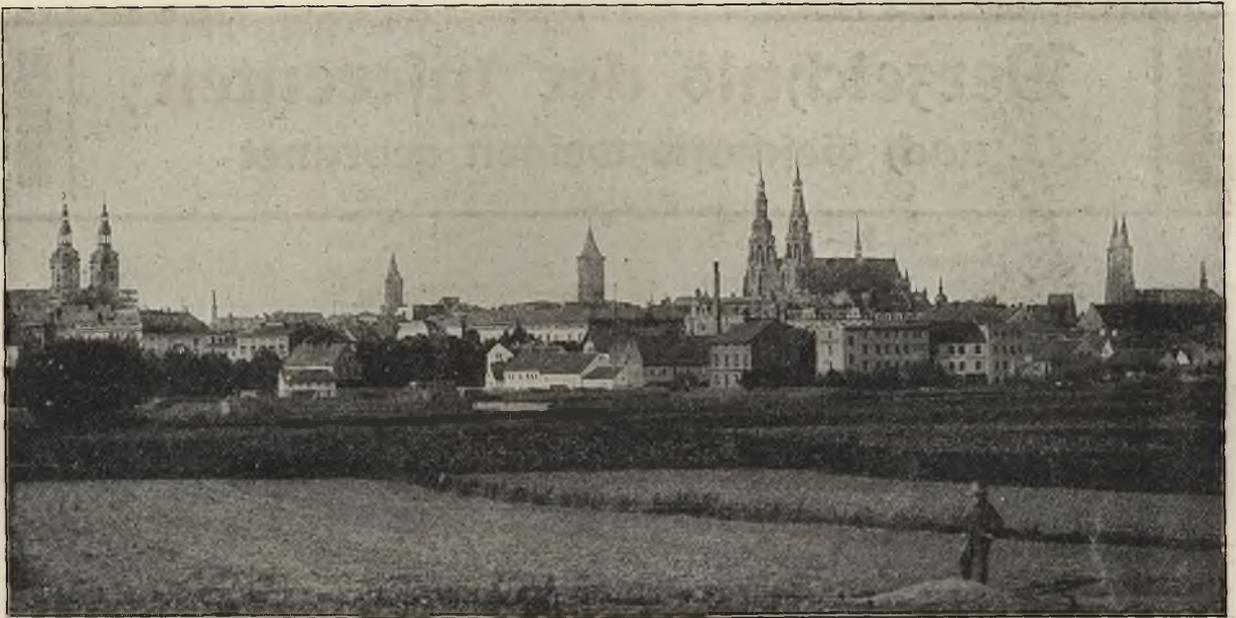
1	Donnerstag	Theobald	Theobald ☉	
2	Freitag	Maria Heims.	Maria Heims.	
3	Sonnabend	Cornelius	Hyazinth	
4	Sonntag	5. n. Trinitatis	6. n. Pfingsten	
5	Montag	Anselmus	Numerianus	
6	Dienstag	Jesaias	Jesaias	
7	Mittwoch	Willibald	Willibald	
8	Donnerstag	Kilian	Kilian	
9	Freitag	Cyrrillus	Cyrrillus ☾	
10	Sonnabend	Sieben Brüder	Sieben Brüder	
11	Sonntag	6. n. Trinitatis	7. n. Pfingsten	
12	Montag	Heinrich	Joh. Gualbert	
13	Dienstag	Margareta	Margareta	

Verzeichnis der Inserenten

nach Geschäftszweigen geordnet

Aufzüge.	Seite
Breslauer Aufzug-Fabrik, W. Kolbe, Breslau, Hubenstr. 64	25
Automobile.	
Automobil-Centrale, Dir. Paul Herrmann, Breslau, Tauenzienstr. 95 (Opel-Werke)	u. IV.
W. Benke, Breslau, An der Lutherkirche (Horch-Werke)	22
Banken.	
Eichborn & Co., Breslau, Blücher-Platz 13	5
Baugeschäfte.	
Hugo Baum, Breslau 18, verläng. Hohenzollernstr.	20
Beleuchtungs-Artikel.	
Paul Heinrich, Licht- und Kraft-Anlagen, Breslau, Schillerstr. 25	6
Otto Kowatsch, Breslau, Reh digerstr. 6/8	39
C. Cöwenheim, Osram-Lampen-Vertrieb, Breslau, Ohlauer Str. 34	18
Biere.	
Schultheiß-Brauerei, Breslau, Matthiasstr. 204	10
Blusen.	
Blusen-Cohn (Louis Cohn jr. Nachf.), Breslau, Schweidnitzer Str. 34/35,	38
M. Gerstel, Hofstief., Breslau, Schweidnitzer Str. 10/11	3
Albert Michaelis, Breslau, Ring 48	40
Rud. Petersdorff, Breslau, Ohlauer Str. 8	7
Bücher-Revisoren.	
Emil Seiffert, Breslau, Augustastr. 46	32
Buchdruckereien.	
Carl Flemming A.-G., Glogau	28
Wilh. Gottl. Korn, Breslau	—
Buchhandlungen.	
Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau, Schüb- brücke 84	26
Damenmoden.	
M. Gerstel, Hofstief., Breslau, Schweidnitzer Str. 10/11	3
Albert Michaelis, Breslau, Ring 48	40
Rud. Petersdorff, Breslau, Ohlauer Str. 8	7
Poneleit & Mayer, Breslau, Schweidnitzer Str. 50	21
Dampfessel-Anlagen.	
W. Fhner, G. m. b. H., Laurus-Hütte OS.	33
Weinmann & Lange, Inh.: Herm. Seidel, Bahn- hof Gleiwitz	17

Eisenkonstruktionen.	Seite
Breslauer Träger- und Baueisen Ges. m. b. H., Breslau, Märktischestr. 24/27.	11
Färbereien u. Chem. Waschanstalten.	
Georg Felig, Breslau, Gräbschener Str. 249/51	31
Fernsprecher.	
Breslauer Privat-Telefon-Ges., Kais.-Wilh.-Str. 16	37
Fliesen.	
R. Siller, Breslau, Tauenzienstr. 37	35
Fremdenheime. Heil- und Pflegeanstalten.	
Schlesischer Hof, Beuthen OS.	24
Marienheim, Kreuzburg OS.	38
Fremdenverkehr.	
Fremdenverkehrsverein, Breslau, Am Hauptbhf. 1	8
Friedhofskunst.	
Künzel & Hiller, Breslau, Neue Sandstr. 1	39
Gardinen, Teppiche, Möbelstoffe.	
J. Henel, vorm. C. Fuchs, Breslau, Am Rathaus 23/27	9
B. Martin, Breslau, Schweidnitzer Str. 1	34
Heilbäder.	
Solbad Gottschalkowik, Kr. Pleß OS.	33
Honigluchen.	
Joh. Gottl. Berger, Breslau, A. Schweidnitzer Str. 2a	29
Juwelen, Gold- und Silberwaren.	
Zul. Lemor, Silberwarenfabrik, Breslau, Fischer- gasse 11.	4
Georg & Ernst Püschel, Breslau 2, Gartenstr. 63	37
Käsehees.	
Conrad Schönhals, Breslau, Reuschestr. 51	19
Kohlen.	
C. Kulmiz, G. m. b. H., Breslau 2, Tauenzienstr. 13	13
Ollendorff & Co., Breslau, Schloßplatz 4	27
Kolonialwaren, Südfrüchte, Feinkostwaren.	
Paul Neugebauer, Breslau, Ohlauer Str. 46	23
Konjervatorium.	
Kaack'sches Konjervatorium, Breslau, Schübbrücke 78	33
Kunstgewerbe.	
Kunstgewerbehaus Schlesien, Inhaber G. Schott, Breslau, Junkernstr. 9	12
Kunsthandlungen.	
Galerie Ferd. Möller, Breslau, Museumpplatz 13 . u. II.	



Eleganz

Maler. (Decorationsmaler.)	Seite	Samen.	Seite
H. Hübner, Hirschberg i. Schl., Bahnhofstr. 35 . . .	23	Oswald Hübner, Breslau, Schweidn. Stadtgr. 28 . . .	15
Hans Rumsch, Breslau, Hohenzollernstr. 42 . . .	29	Spielfarten.	
Marmorwerke.		J. W. Kern's Verlag, Breslau	32
Gustav Schulze, Breslau 13, Neudorfstr. 115 . . .	21	Sporthaus.	
Maschinenfabriken.		Ad. Kuschert, Breslau, Schweidnitzer Str. 1 . . .	10
Aug. Dauber, Breslau, Gräbischener Str. 80 . . .	15	Tafelwasser-, Heilquellen-Verband.	
Epple & Bugbaum, Landw. Maschinen, Kaiser- Wilhelm-Str. 104	u. III.	Herm. Strata, Breslau, Am Rathaus 10	30
Th. Flöther, A. G., Breslau 13, Kaiser-Wilhelm- Straße 36/38	27	Unterrichtsanstalten.	
Menzel & Nagel, Breslau, Höfchenstr. 36/42 . . .	30	Pädagogium Lahn i. Rggb.	38
F. Zimmermann & Co., A. G., Breslau, Göbenstr. 14	35	Vogelkäfige.	
Optiker.		Theod. Buchall, Breslau, Zwinger-Platz 2	21
Adolf Heidrich, Breslau, Schweidnitzer Str., gegen- über Stadttheater	17	Waagen.	
Papier- u. Schreibwaren.		Aug. Böhmer, Gleiwitz OS.	19
Emmo Delahon, Breslau, Ohlauer Str. 36/37 . . .	24	Wäsche.	
Richard Stüwe, Breslau, Schweidnitzer Str. 28 . . .	25	J. Henel, vorm. C. Fuchs, Breslau, Am Rathaus 23/27	9
Parfümerien.		Rud. Petersdorff, Breslau, Ohlauer Str. 8	7
Alfred Cagn, Breslau, Kaiser-Wilhelm-Str. 21 . . .	36	Weinhandlungen.	
Piver & Co., Breslau, Ohlauer Str. 81	16	Raiffeisen-Kellereien, Breslau, Junfernstr. 1-3 . . .	25
Photograph. Ateliers.		H. Sedlaczek, G. m. b. H., Weingroßhandlung, Carnowitz OS.	36
Ed. van Delden, Breslau 5, Tauenzien-Platz 2 . . .	20	Werkzeuge u. Werkzeug-Maschinen.	
Photograph. Bedarfsartikel.		Otto Schwarz & Co., Breslau, Salzstr. 41	19
Fischer & Co., Breslau 1, Taschenstr. 25	32	Gebr. Weiß, Breslau, Bohrauer Straße 9	14
Herm. Schlid, Breslau, Gartenstr. 77	8		



M. Gerstel

Breslau, Schweidnitzerstr. 10/11

Telegramm-Adresse: Modegerstel
Postscheckkonto: Breslau Nr. 154

Eigener Pelzeinkauf:
Leipzig, Brühl 44

Damenhüte

Feder-Boas, Blumen, Schleier

Kleider

Nachmittags- und Abendkleider, Jackenkleider
Mäntel, Blusen, Unterröcke, Brautkleider

Anfertigung nach Maß

Pelze

Mäntel, Jacken, Stolas, Muffen
in edelsten Fellen

Pelz-Aufbewahrung

während des Sommers

durch Fachleute in besonders hergerichteten Räumen, zu den Bedingungen des Verbandes Schles. Kürschner- und Pelzwarenfabrikanten.

Erstklassige große Schneiderateliers, Putzateliers und Kürschnerereien im Hause. Die Firma beschäftigt über 150 Personen.



Echte Silberwaren

Tafelsilber - Bestecke - Löffel
aparte vornehme Muster.

Silberne Kaffee & Tee-Service · Luxusgeräte
Billigste Fabrikpreise.

Spezialität: Braut-Ausstattungen.
Das reichhaltige Lager ist in der Fabrik zu besichtigen.

Schmuck in Gold u. Silber:

= Juwelen, Perlen =

Offerten, Abbildungen sofort franko

Julius Lemor Silberwarenfabrik.

Segründet 1818.

Fischergasse 11 · Breslau 6 · Telephon 742

Julius Kenel v. C. Fuchs

Ältestes und größtes Versand- und Ausstattungshaus

Am Rathaus 23/27 Breslau Elisabethstraße 1—5.

Fernsprecher Nr. 240 u. 789

Begründet im Jahre 1780

Damen-, Herren-, Kinder-

Wäsche u. Bekleidung

Trikot-, Pelz- u. Schuh-Waren

Hüte, Handschuhe

Spezialität: Ausstattungen

Modewaren * Leinen * Tischzeuge

Schlafzimmer-Einrichtungen

Gardinen * Teppiche * Paramente

Sport-Geräte

Preislisten kostenfrei.

Preislisten kostenfrei.

Schultheiß' Biere

sind in fast allen Orten der
Provinz Schlesien erhältlich



A. KUSCHBERT

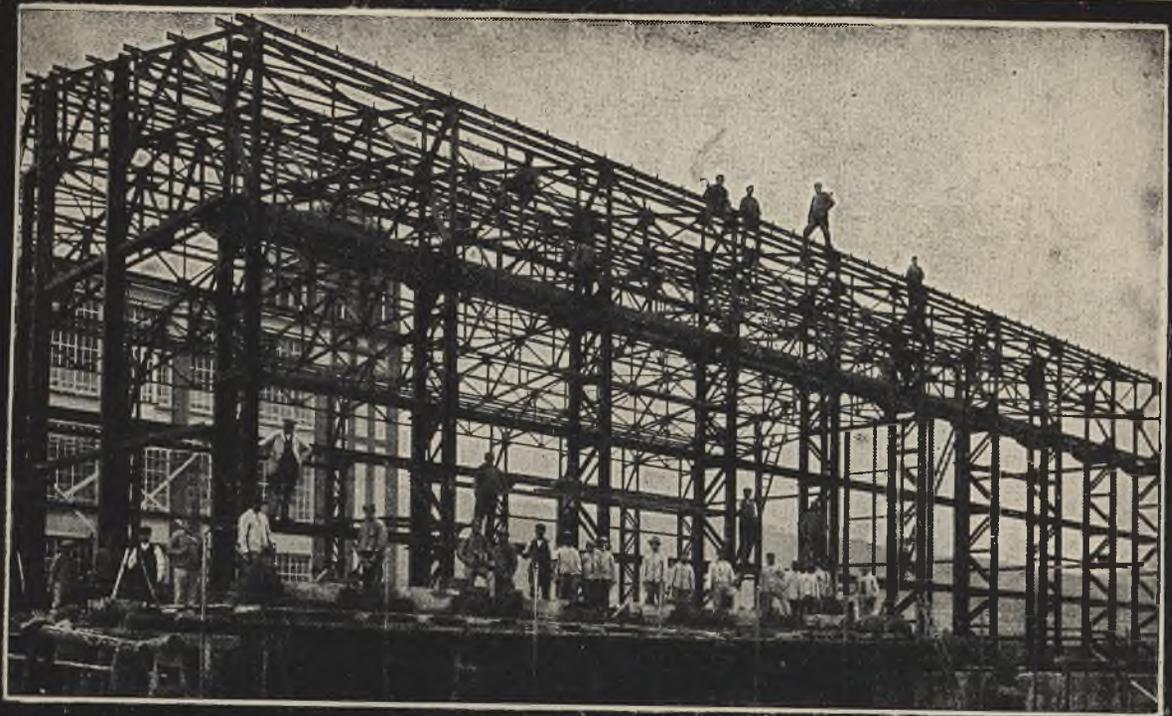
GEGRÜNDET 1861

GUMMIWAREN = SPORTARTIKEL

BRESLAU, SCHWEIDNITZER STR. 1

SCHRÄGÜBER CAFE SCHUSTER

FERNSPRECHER 1599



Speicherbau

✂ BRESLAUER ✂
TRÄGER-UND BAUEISEN-
GESELLSCHAFT m.b.H.

Breslau III, Märkische Str. 24/26

Fernspr. Anschl. Nr. 6645, 6646 u. 6647 • Telegr. Adr. Trägerbedarf Breslau-

ABTEILUNG 1.

Formeisen - Grosshandlung

Lager von **I** Trägern, **U**-Eisen, **I**-Geyträgern (breitflanschtige Träger)

ABTEILUNG 2.

Eisenkonstruktions - Werkstätten für
Hoch - und Brückenbau

Kunstgewerbehaus „Schlesien“

Inhaber: Georg Schott

Breslau 1, Junkernstraße 9

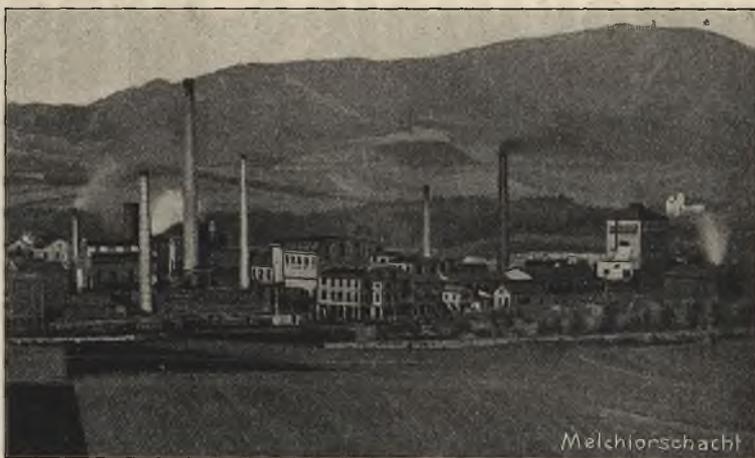
Geschenke

für jede Gelegenheit, insbesondere Heimatkunst



Dauernde Fühlung mit Künstlern, Kunstgewerblern und kunstgewerblichen Werkstätten zeitigt eine befriedigende Auswahl von geschmackvollen Gegenständen jeder Art in allen Preislagen.

Eine Besichtigung der Verkaufsausstellung ist zu empfehlen.



E. Kulmiz

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Stammhaus: Ida- u. Marienhütte bei Saarau

Haupt-Verkaufsgeschäft: Breslau 2

Niederlagen: Breslau, Canth, Frankenstein, Ologau.,
Gnadenfrei, Haynan, Hirschberg, Janet, Krenzburg OS.,
Lauban, Liegnitz, Lüben, Mettkau, Neisse, Oels,
Reichenbach, Saarau, Schweidnitz, Striegau, Posen,
Stralkowo, Wreschen :: Zweigniederlassung in Danzig

Groß- und Kleinverkauf in

Steinkohlen - Koks - Briketts

Düngemitteln - Baumaterialien

Futtermitteln - Benzol

Gebrüder Weiss, Breslau 2

Telegramm-Adresse:
GEBRÜDER WEISS, Breslau
Fernsprecher Nr. 769 u. 6644

Bohrauer Str. 9

Bankkonto: Schles. Bankverein
Reichsbank-Girokonto
Postscheckkonto Breslau 1908

Stabeisen □ Bleche □ Stahl □ Stahlwellen
Rohre □ Schrauben □ Nieten usw. usw.

Schleifsteine

Werkzeuge und Werkzeug-Maschinen

für Metall- und Holzbearbeitung



Universal-Stahl-Pflugkörper

Original-Marke H. N. S.

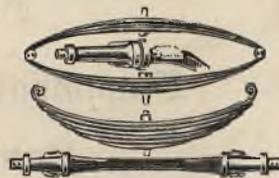
„Im Fluge mit dem Pfluge“



Sämtliche Artikel zum Bau von
Ackergeräten u. Wagenbau

sowie für den

Hufbeschlag



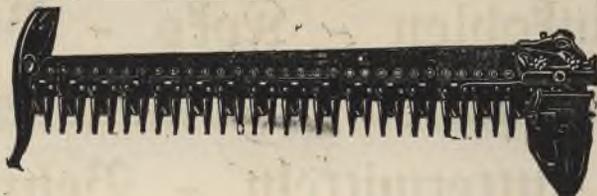
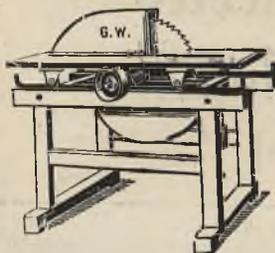
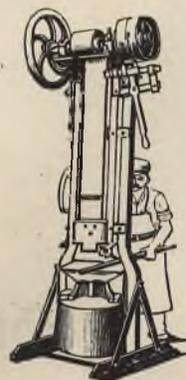
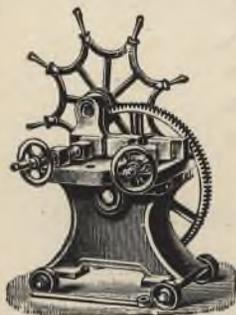
Sonder-Abteilung:

Ersatzteile

für

sämtliche Sorten
landwirtschaftlicher

Maschinen u. Geräte



Deutsche Erzeugnisse!

August Dauber, Masch.-Fabrik, Breslau V

baut als Hauptspezialitäten:

Grasmäher „Dabria-Ideal“
 Getreidemäher „Silesia“ und „Hindenburg“
 Göpeldreschmaschinen
 Motordreschmaschinen
 Rübenschneider und Wäschen
 Haferquetschen und Ölkuchenbrecher
 Häckselmaschinen
 Kartoffelsortiermaschinen

Generalvertreter für:

Motorpflüge, „Daimler“-Lokomobilen
 „Badenia“-Dampfdreschmaschinen
 Strohpressen und Lokomobilen
 Siederslebener Drillmaschinen
 „Balance“-Zentrifugen.

Telefon: 680 und 1167.

Telegramm-Adresse: Dauber-Breslau.

Gegründet: 1860.

Oswald Hübner, Breslau II,

Schweidnitzer Stadtgr. 28

Landwirtschaftliche Samenhandlung.

Fernsprecher 462. ☞ Telegr.-Adr.: Hübner-Samenhandlung-Breslau. ☞ Postcheckkonto: Breslau 2462.

Offeriert unter Garantie für Reinheit und Keimfähigkeit:

Kleesaaten
 und sämtliche anderen
 landwirtschaftlichen
 Sämereien,
 Grassaaten aller Arten,
 Mischungen
 für Wiesen-, Weiden-
 und Parkanlagen

KIRSCHES-IDEAL Möhren-, Runkel-
 u. Zuckerrübensamen.



Vertriebsstelle

von

**Futterrunkelrüben-
 Originalsaat**

Kirsche „Ideal“,

v. Borries „Eckendorfer“,

Jaensch „Ovana“ u. „Teutonia“.

in zweckentsprechender Zusammenstellung,

ORIGINAL-SAAT

Preisverzeichnisse und bemusterte Offerten stehen auf Wunsch zu Diensten.

Spezial-Beschäft



Schildpattmaren



Reparaturwerkstätte
Garantie für saubere und
sachgemäße Ausführung



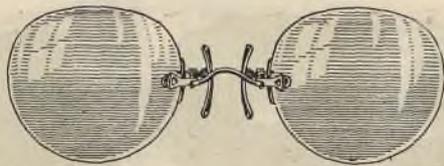
Haarschmuck
Parfümerie

Handspiegel · Bürsten

Piwer u Co

Breslau 1
Oblauerstr. 81

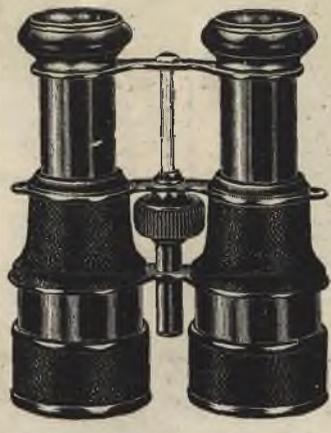
**Jagd-, Reise-
und
Theatergläser**
Beste deutsche Fabrikate



Niederlage
von
**Zeiss'Punktal-
Gläsern!**

Barometer

mit und ohne **Thermometer**
in reicher Auswahl und allen Preislagen



Für jeden
Augenklärerbedürftigen

ist es wichtig, daß er die **Wirkung**
und die besondere Beschaffenheit
der **gewölbten Gläser** kennen
lernt. Diese erfüllen nur dann ihren
Zweck, wenn sie von einem auf
diesem **Gebiete** ausgebildeten
Fachmanne angepaßt werden.

**Photo= und
Projektions=**
Abteilung,
-Apparate und -Zubehörteile
Ausführung aller fachlichen Arbeiten
in eigener Werkstatt

Neue Formen
in Fassungen und Gläsern empfiehlt

Heidrich
Stadttheater gradeüber

Breslau
Fernruf 2625

Heidrich
Stadttheater gradeüber

Weinmann & Lange

Inhaber:
Hermann Seidel

Errichtet 1861

Bahnhof — Gleiwitz.

Errichtet 1861

**Maschinen-
und
Dampfkessel
Armaturen-
fabrik**



**Eigene Eisen-
u. Metall-
gießereien**

Armaturen für Dampf-, Wasser- und Gasanlagen

sowie alle sonstigen Zwecke.

Spezialitäten: Rohrbruchventil „System Seidel“ D. R. P.

mit einfachem und doppeltem Abschluß, gleichzeitig als Schnellschlußventil verwendbar.
In jedem einzelnen Falle mit **absoluter Sicherheit bewährt**. Hunderte im Betriebe! — Glänzende Zeugnisse!
Dampfkessel - Ablass - Ventile D. R. G. M. mit während des Betriebes nachschleifbarem Kegel.

Ventile mit Stahlguß-Gehäuse u. solche für überhitzten Dampf.
Dampf-, Wasser- u. Gasschieber aus Gußeisen u. Stahlguß.

Hydranten. Patent. Reform-Wasserstände mit
unterem und oberem Selbstschluß bei Glasbruch.

Schutzvorrichtungen für Wasserstände

Condenstöpfe D. R. G. M. :: Reduzier-Ventile D. R. G. M

Patent-Schmierpressen.
Injektoren. — Dampfstrahlapparate. — Pumpen aller Art.

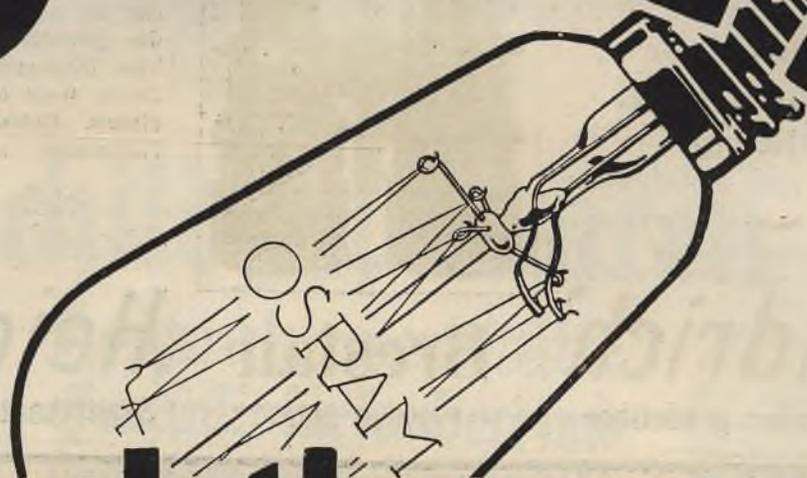
Compressoren. Transmissionen mit sämtl. Zubehör.

Metallguß in allen Legierungen. — **Sicherheits-Apparate**

Patent Westphal, für Fördermaschinen, mit Tachograph.

Manometer, Thermometer u. alle ähnlichen Meßinstrumente

OSRAM.



Drahtlampen

in allen Spannungen und Kerzenstärken
Abgabe nur an Wiederverkäufer und
Installateure.

A. LÖWENHEIM

BRESLAU

Ohlauerstr. 34

E M U

Konrad Schönhaaf

KUNSTSCHEIDFABRIK



BRESLAU * I
REUSCHESTR. 51
FERNRUF 3844
GEGRÜNDET 1908

Photographie • Reproduktionen • Aufnahmen industrieller Erzeugnisse jeder Art, sowie von Geschäftsräumen und Fabrikansichten, Lumiereaufnahmen (farb. Photographie) am Platze, sowie auswärts

Zeichnerei • Entwürfe für Inserate und Plakate, Briefköpfe, Buch- und Katalog-Umschläge • Mode- und Patent-Zeichnungen

Retusche • Retuschieren von Photographien nach Gegenständen jeder Art, in ff. amerikanischer Manier sowie einfacher Ausführung

Ätzei • Strich- und Autotypdruckungen in Zink, Kupfer, Messing, Bronze und Stahl für Hoch- und Tiefdruck, sowie Prägeplatten

Farbendruck • Drei- und Vierfarbendruckungen nach Aquarellen, Gemälden, Lumiereaufnahmen und Moulagen usw. in bester Ausführung • Farbplatten für Flächendruck zu Kalendern, Umschlägen usw.

Photo-Lithographie • Zettkopien, sowie direkte Kopien auf Stein, ferner feinst gefilterte Teilkopien für den Mehrfarbendruck

Xylographie • Holzschnitte von Maschinen, Apparaten, Möbeln, Werkzeugen, Wäsche, Mobilbildern usw. in feinsten Ausführung

Tonplattenschnitt in Linoleum, Blei und Zelluloid • Lieferung von feinsten Galvanos und Stereotypplatten zu billigsten Preisen

BÖHMER

Eisenbahn - Waggon-,
Fuhrwerks-, Dezimal-,
Laufgewichts- u. a.

WAAGEN

Sonder-Erzeugnis der
Oberschlesischen
Waagen-Fabrik

August Böhmer & Co.
Gleiwitz OS.



Otto Schwartz, Breslau X, Salzstraße 41.

Fernsprecher 573, 7261, 7290.

Stabeisen, Bleche, S. M. Stahl
Fassoneisen, Abfallbleche, Bandeisen, Röhren,
Schweiß- und Werkzeuggußstähle, Stahlwellen.

Sämtliche Materialien für Fabrik- und Maschinenbedarf

Schrauben, Muttern, Unterlegscheiben, Nieten,
Spilnte, Spannschlösser.

Eisen- und Drahtwaren aller Art
Drähte, Nägel, Geflechte, Schaufeln, Spaten,
Ketten, Heu- u. Düng- u. Rübengabeln, Sensen usw.

**Ersatzteile für landwirtschaftliche
Maschinen und Geräte**
Hufeisen, Wagen und Pflugbauartikel.

Werkzeuge und Werkzeugmaschinen
für Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede, Stell-
macher, Installations- und Automobil-Reparatur-
Werkstätten.

**Präzisionswerkzeuge für Eisenbahn-
Werkstätten und Maschinenfabriken**
Spiralbohrer, Reibahlen, Schneidkluppen, Fräser,
Gewindebohrer, Lehr- u. Meßwerkzeuge.

Großes Lager. Sofortige Lieferung.

Ed. van Delden, photographische Anstalt

Fernsprecher Nr. 2091

Breslau V

Tauentzienstraße Nr. 2

Portrait-Aufnahmen
im Atelier und im eigenen Heim
Architektur- und industrielle Aufnahmen

Vergrößerungen
in einfacher, billiger Ausführung
bis zur feinsten Qualitäts-Arbeit

Vielfach prämiert mit höchsten Auszeichnungen, darunter 2 Staatsmedaillen

BAUAUSFÜHRUNG
für INDUSTRIE und
LANDWIRTSCHAFT
WOHNHÄUSER
für STADT und LAND



GEGRÜNDET 1879

SCHEUNEN : STÄLLE
SCHUPPEN : HALLEN
TREPPEN m. GELÄNDER
Stellen von
LEITERRÜSTUNGEN

HUGO BAUM

BAUGESCHÄFT BRESLAU 18

TELEFON 3334

Gustav Schulze

Marmorwerke, Riesa i. Sachs.

Gegründet 1862.

Zweigniederlassung:

Breslau 13, Neudorfstraße 115.

Fernruf 1117

Ausführung sämtlicher Marmorarbeiten.

Mädchen-
Knaben-

Bäckfisch-

Damen-Kleidung

Größte Auswahl
Neueste Moden
Mäßige Preise

Poneleit & Mayer

Schweidnitzer Straße 50,

Eingang Junkerstraße 25

Spezial-Geschäft

für

feinste Vorkostwaren

Kindernährmittel

Backobst-Früchte

Konserven

Spezial-Geschäft

für

anerkannt bestes Vogelfutter

für jede Vogelart naturgemäß zusammengestellt.

Vogelkäfige

Käfigutensilien

Theodor Buchali, Breslau, Zwingerplatz 2.

KRAFT mit SCHÖNHEIT

vereinigt der

Horch-Wagen

Vertreter der Horch-Werke:

W. BENKE, Breslau, Hirtenstraße, an der Lutherkirche
Erstklassige Automobilreparaturwerkstatt

Fernsprecher Nr. 12543

HEINRICH HÜBNER

MALER- u. ANSTREICHERGESCHÄFT

HIRSCHBERG I. SCHL.

BAHNHOFSTR. 35 :: FERNSPRECHER 437

WERKSTATT FÜR DEKORATIVE
RAUMKUNST u. KIRCHENMALEREI
DEKORATIONS- u. SCHILDERMALEREI
VERGOLDER- u. LACKIERARBEITEN

VIelfACH PRÄMIERT MIT NUR ERSTEN U. ZWEITEN PREISEN

Paul Neugebauer

seit 15. Juni 1860

Breslau, Ohlauer Strasse 46

Telegr.-Adr.: Krebsversand-Breslau.

Fernsprecher: 537

Kolonialwaren- und Feinkosthandlung

Südfrüchte

Gemüse- und Früchte-Konserven

Weine :: Liköre :: Spirituosen

Wild u. Geflügel :: Fluß- u. Seefische

Fleisch- und Fisch-Konserven

Lebende Krebse :: Hummern :: Austern :: Kaviar



Kloster Grünau in Schlesien.

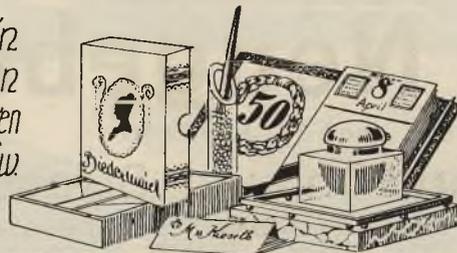
Segründer 1870

Telefon 1086

EMMO DELAHON

Breslau 1 · Ohlauerstr 36/37
Papier- und Schreibwarenhandlung

Größte Auswahl in
feinen Briefpapieren
Briefkarten, Lederwaren
Schreibzeugen u. s. w.



Sauberste Anfertigung
von Besuchskarten,
Einladungskarten,
Verlobungsanzeigen,
Tisch- u. Speisefolgekarten.

Schönhaas · Breslau

BEUTHEN OS. Schlesischer Hof

Haus für reisende Kaufleute. Gegenüber dem Hauptbahnhof.

Vollständig umgebaut, neu eingerichtet und auf 50 Zimmer vergrößert.
Elektrisches Licht. — Zentralheizung. — Fahrstuhl. — Bäder.

Telephon 124.

Don allem, was hienieden
 Des Menschen Herz begehrt,
 Ist nur des Herzens Frieden
 All des Begehrens wert.

Karl v. Holtel.

Juli

14	Mittwoch	Bonaventura	Bonaventura	
15	Donnerstag	Apost. Teilung	Apost. Teilg. ☉	
16	Freitag	Ruth	Mar. v. B. Karm.	
17	Sonnabend	Alexius	Alexius	
18	Sonntag	7. n. Trinitatis	8. n. Pfingsten	
19	Montag	Rufina	Vinc. v. Paula	
20	Dienstag	Elias	Margareta	
21	Mittwoch	Praxedes	Praxedes	
22	Donnerstag	Maria Magdal.	Maria Magd. ☽	
23	Freitag	Apollinaris	Apollinaris	
24	Sonnabend	Christine	Christine	
25	Sonntag	8. n. Trinitatis	9. n. Pfingsten	
26	Montag	Anna	Anna	
27	Dienstag	Martha	Pantaleon	
28	Mittwoch	Pantaleon	Innocenz	
29	Donnerstag	Beatrix	Martha	
30	Freitag	Abdon	Abdon ☉	
31	Sonnabend	Germanus	Ignaz Loyola	





August

1	Sonntag	9. n. Trinitatis	10. n. Pfingsten	
2	Montag	Gustav	Portiuncula	
3	Dienstag	August	Steph. Erfdg.	
4	Mittwoch	Dominicus	Dominicus	
5	Donnerstag	Oswald	Maria Schnee	
6	Freitag	Verklär. Christi	Verklär. Christi	
7	Sonnabend	Donatus	Cajetanus €	
8	Sonntag	10. n. Trinitatis	11. n. Pfingsten	
9	Montag	Romanus	Romanus	
10	Dienstag	Laurentius	Laurentius	
11	Mittwoch	Hermann	Ciburtius	
12	Donnerstag	Klara	Klara	
13	Freitag	Hippolytus	Hippolytus	

Wer guten Rat selbst finden kann,
 Wer guten Rat kann nehmen an,
 Wer beiden recht zu brauchen weiß,
 Hat eines rechten Mannes Preis.

Friedrich von Logau.

August

14	Sonnabend	Eusebius	Eusebius ☉	
15	Sonntag	11. n. Trinitatis	Mariähimmelf.	
16	Montag	Isaak	Rochus	
17	Dienstag	Bilibald	Liberatus	
18	Mittwoch	Agapetus	Helena	
19	Donnerstag	Sebald	Sebald	
20	Freitag	Bernhard	Bernhard	
21	Sonnabend	Hartwig	Anastafius ☽	
22	Sonntag	12. n. Trinitatis	13. n. Pfingsten	
23	Montag	Zachäus	Philipp Benit.	
24	Dienstag	Bartholomäus	Bartholomäus	
25	Mittwoch	Ludwig	Ludwig	
26	Donnerstag	Samuel	Zephyrinus	
27	Freitag	Gebhard	Rufus	
28	Sonnabend	Augustinus	Augustinus	
29	Sonntag	13. n. Trinitatis	14. n. Pfingst. ☉	
30	Montag	Benjamin	Rosa	
31	Dienstag	Paulinus	Raimund	





September

1	Mittwoch	Ägidius	Ägidius	
2	Donnerstag	Abfalom	Stephan	
3	Freitag	Manfuetus	Manfuetus	
4	Sonnabend	Moses	Rosalia	
5	Sonntag	14. n. Trinitatis	Schubengelf. ☉	
6	Montag	Magnus	Magnus	
7	Dienstag	Regina	Regina	
8	Mittwoch	Mariä Geburt	Mariä Geburt	
9	Donnerstag	Bruno	Gorgonius	
10	Freitag	Sosthenes	Nikol. v. C.	
11	Sonnabend	Protus	Protus	
12	Sonntag	15. n. Trinitatis	M. Namensf. ☉	
13	Montag	Amatus	Maternus	

Der hat nie das Glück empfunden,
 Dem des Lebens gleiche Stunden
 Ewig in der Freude Weh'n
 Ohne Schmerz vorübergeh'n.

Theodor Körner.

September

14	Dienstag	Kreuzes Erhöhh.	Kreuzes Erhöhh.	
15	Mittwoch	Quat. Nikomed.	Quat. Nikomed.	
16	Donnerstag	Euphemia	Cornelius	
17	Freitag	Lambertus	Lambertus	
18	Sonnabend	Citus	Thom. v. Villan	
19	Sonntag	16. n. Trinitatis	17. n. Pfingsten	
20	Montag	Fausta	Eustachius ☽	
21	Dienstag	Matthäus Ev.	Matthäus Ev.	
22	Mittwoch	Morig	Morig	
23	Donnerstag	Hoseas	Thesla	
24	Freitag	Joh. Empf.	Mar. de Mercede	
25	Sonnabend	Kleophas	Kleophas	
26	Sonntag	17. n. Trinitatis	18. n. Pfingsten	
27	Montag	Kosmas	Kosmas	
28	Dienstag	Wenzeslaus	Wenzeslaus	
29	Mittwoch	Michael	Michael	
30	Donnerstag	Hieronymus	Hieronymus	





Oktober

1	Freitag	Remigus	Remigus	
2	Sonnabend	Dolrad	Leodegar	
3	Sonntag	Erntedankfest	Rosenkranzfest	
4	Montag	Franz	Franz v. Assisi	
5	Dienstag	Placidus	Placidus ☉	
6	Mittwoch	Fides	Bruno	
7	Donnerstag	Amalia	Markus P.	
8	Freitag	Pelagia	Brigitta	
9	Sonnabend	Dionysius	Dionysius	
10	Sonntag	19. n. Trinitatis	20. n. Pfingsten	
11	Montag	Burchard	Burchard	
12	Dienstag	Maximilian	Maximilian ☉	
13	Mittwoch	Koloman	Eduard	

Freund! Du hast recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite.
 Ich tue es, um zu leben, denn nichts hat mehr Ähnlichkeit
 mit dem Tode als der Müßiggang.

Friedrich der Große.

Oktober

14	Donnerstag	Calixtus	Calixtus	
15	Freitag	Hedwig	Theresa	
16	Sonnabend	Gallus	Gallus	
17	Sonntag	20. n. Trinitatis	Kirchweihfest	
18	Montag	Lukas	Lukas	
19	Dienstag	Ferdinand	Petr. v. Alcant.	
20	Mittwoch	Wendelin	Wendelin	☉
21	Donnerstag	Ursula	Ursula	
22	Freitag	Cordula	Cordula	
23	Sonnabend	Severinus	Joh. v. Capistr.	
24	Sonntag	21. n. Trinitatis	22. n. Pfingsten	
25	Montag	Cristinus	Crispin	
26	Dienstag	Amandus	Evoristus	
27	Mittwoch	Sabina	Sabina	☉
28	Donnerstag	Simon, Juda	Simon, Juda	
29	Freitag	Engelhard	Narcissus	
30	Sonnabend	Hartmann	Serapion	
31	Sonntag	Reformationsf.	23. n. Pfingsten	



November

1	Montag	Aller Heiligen	Aller Heiligen	
2	Dienstag	Aller Seelen	Aller Seelen	
3	Mittwoch	Gottlieb	Hubertus ☉	
4	Donnerstag	Charlotte	Karl Borrom.	
5	Freitag	Blandina	Emmerich	
6	Sonnabend	Leonhard	Leonhard	
7	Sonntag	23. n. Trinitatis	24. n. Pfingsten	
8	Montag	Gottfried	4 gefr. Märtyrer	
9	Dienstag	Theodorus	Theodorus	
10	Mittwoch	Martin Luther	Andr. Avellin ☉	
11	Donnerstag	Martin Bisch.	Martin-Bisch.	
12	Freitag	Jonas	Martin P.	
13	Sonnabend	Briccius	Stanislaus K.	

Viel lieber in Deutschland Schmach und Not,
 Als in der Fremde weißes Brot.
 Und müßte ich zehnmahl zugrunde gehen,
 Und würde ich zehnmahl auferstehen,
 Ich riefte vom Frischen allsogleich:
 Gott segne, Gott schütze das Deutsche Reich!

Emil Prinz von Schönau-Carolath.

November

14	Sonntag	24. n. Trinitatis	25. n. Pfingsten	
15	Montag	Leopold	Leopold	
16	Dienstag	Ottomar	Edmund	
17	Mittwoch	Buß- u. Betttag	Mar. Opferung	
18	Donnerstag	Gelasius	Otto, Eugen D	
19	Freitag	Elisabeth	Elisabeth	
20	Sonnabend	Amos	felig v. Valvis	
21	Sonntag	Totensfest	26. n. Pfingsten	
22	Montag	Alfons	Cäcilia	
23	Dienstag	Klemens	Klemens	
24	Mittwoch	Chrysogonus	Chrysogonus	
25	Donnerstag	Katharina	Katharina	
26	Freitag	Konrad	Konrad ☉	
27	Sonnabend	Otto	Virgilius	
28	Sonntag	1. Advent	1. Advent	
29	Montag	Eberhard	Saturnin	
30	Dienstag	Andreas	Andreas	





Dezember

1	Mittwoch	Arnold	Elegius	
2	Donnerstag	Candidus	Bibiana	☉
3	Freitag	Cassian	frz. Xaver	
4	Sonnabend	Barbara	Barbara	
5	Sonntag	2. Advent	2. Advent	
6	Montag	Nikolaus	Nikolaus	
7	Dienstag	Agathon	Ambrosius	
8	Mittwoch	Maria Empf	Maria Empf.	
9	Donnerstag	Joachim	Leokadia	
10	Freitag	Judith	Melchhiades	☉
11	Sonnabend	Damasus	Damasus	
12	Sonntag	3. Advent	3. Advent	
13	Montag	Lucia	Lucia	

Kein Splitter unfres Volkes ist verloren,
 Kein Haus und keine Hütte noch so fern,
 Darin noch deutsch das Vaterunser tönt.

felig Dahn.

Dezember

14	Dienstag	Nikafus	Nikafus	
15	Mittwoch	Quat. Johanna	Quat. Eusebius	
16	Donnerstag	Ananias	Adelheid	
17	Freitag	Eazarus	Eazarus	
18	Sonnabend	Christoph	Mar. Erwtg. ☽	
19	Sonntag	4. Advent	4. Advent	
20	Montag	Abraham	Ammon	
21	Dienstag	Thomas Ap.	Thomas Ap.	
22	Mittwoch	Beata	flavian	
23	Donnerstag	Dagobert	Victoria	
24	Freitag	Adam, Eva	Adam, Eva	
25	Sonnabend	Hl. Christfest	Hl. Christfest ☽	
26	Sonntag	2. Christtag	Stephanus	
27	Montag	Johannes Ev.	Johannes Ev.	
28	Dienstag	Unsch. Kindlein	Unsch. Kindlein	
29	Mittwoch	Jonathan	Thomas B.	
30	Donnerstag	David	David	
31	Freitag	Silvester	Silvester	





Kunigundens Geschichte

neu erzählt
von
Paul Barsch.

Wie war das mit dem Fräulein Kunigunde vom Kynast? Was berichtet uns die Sage? Sie berichtet uns, daß die junge Dame schön und reich und begehrtlich, aber auch widerwärtig, eitel und hochmütig und außerdem eine wilde Hummel war. Anstatt zu spinnen, zu nähen und sittiglich das Hauswesen zu verwalten, wie es sich für ein Edelfräulein geziemte, preschte sie hoch zu Roß durch die Wälder und Gefilde, hegte mit ihrer Meute das Wild und machte sich durch ihr unbändig herrisches Wesen bei den Bauern verhaßt. Viele Freierritter kamen zum Kynast heraufgeritten, und alle schwärmten das Fräulein an und warben schmachtend um seine Gunst. Alle waren erbötig, in ritterlichen Kämpfen ihren Heldenmut und ihre Kraft zu beweisen, und alle lechzten nach einem huldvollen Blick aus den Augen der angebeteten Maid. Jedes wohl-erzogene Frauzimmer hätte wohl in einem solchen Falle die werbenden Ritter züchtig und verstohlen geprüft und dabei gewartet, ob ihr Herz für einen von ihnen entbrennen werde. Kunigunde jedoch zeigte sich ihnen in ihrer ganzen Wildheit und Hochmütigkeit. Sie verspottete und

verhöhnte sie der Reihe nach, und ihr galten sie als Narren und Feiglinge.

„Was ihr euch einbildet!“ rief sie hohnlachend. „Ihr haltet euch für kühne Degen und meint, daß euch der höchste Minnepreis gebühre, wenn ihr beim Turnei einander zerbeult und aus dem Sattel werft. Das brächten auch meine Jagdknappen und Knechte, wenn's Not täte, sogar meine Bauern fertig. Geht mir aus den Augen! Wer die Jungfrau vom Kynast freien will, muß ein besserer Held sein.“

Den Gästen der Burg stachen diese Worte schmerzlich in die empfindlichsten Stellen ihres Ehrbewußtseins. Solch einen Schimpf hatten sie noch nie erfahren. Knechte und gar Bauern sollten ritterlicher Taten fähig sein? O, daß der Himmel nicht zusammenbrach über einem solchen Strevel!

Doch keiner der edlen Herren getraute sich, seinen Zorn aufbrausen zu lassen. Sie würgten ihn alle hinab, schmachteten weiter um die Gunst der Holden und duckten sich vor der Schönheit wie hungerndes Bettelvolk vor dem dicken Burgkoch. Wetteifernd schwuren sie, daß sie mit brennendem Herzen nach einer Gelegenheit trachteten, ihre Liebe zu Fräulein Kunigunde durch die schwersten Ritterproben zu erhärten. Die junge Burgherrin ergötzte sich an ihrer Verliebtheit und trieb weiter ihren Spott. Doch als die Bewerber immer dringender fragten, was sie tun müßten, um ihre Kühnheit zu beweisen, rief sie, einem jähen Einfall folgend, in schrankenlosem Übermut:

„Ich erkläre den zu meinem Gemahl, der zu Roß und in reißiger Rüstung hier auf dem Mauerrand rings um die Burg reitet. Nie werde ich einem andern meine Hand reichen. Das schwör' ich bei der heiligen Jungfrau und bei meiner Schutzpatronin. Jetzt zeigt, daß ihr Ritter seid!“

Den Freierrittern fuhr ein eisiger Schauer durchs Geblüt. Sie schielten scheu über den schmalen und zerbröckelten Mauerrand hinab in den gähnenden Grund, und jedem war es, als sähe er tief drunten im Dickicht den Knochenmann mit der Sense warten und lauernd emporgrinsen. Ihr Liebeschmerz wich der Todesfurcht, und sie wünschten sich im stillen weit fort. Doch es gab für sie kein Entrinnen. Sie hatten ihr Ritterwort verpfändet und mußten nun auf dem Mauerrande reiten. Jedes Zagen wäre durch ewige Schande geahndet worden. So ergaben sie sich denn in ihr finsternes Geschick, ließen ihre Rosse satteln und zäumen, legten die Panzerharnische an und griffen zu Schild und Speer. Durch den Hinblick auf den Siegespreis suchten sie ihren Mut anzufachen.

Der erste kletterte auf seinen Rappen und ritt an den Mauerrand. Die Knappen hatten Bohlen herangeschleppt und mit ihnen einen schrägen Steg gebildet, auf dem der Ritter sein Roß hinauf zur Mauerkante lenken konnte. Mit Widerstreben gab es dem Schenkeldrücke nach; doch als es oben war und gezwungen werden sollte, die schmale Mauerbahn zu beschreiten, verlor es die Besonnenheit und fing an zu zittern und ängstlich mit den Hufen zu stampfen. Der Ritter wollte das ungebärdige Tier mit den Sporen zum Gehorsam zwingen. Da sprang es erschreckt auf die Mauer, stolperte jedoch, fand auf dem mürben Grund keinen Halt und stürzte mit seinem Herrn hinunter in den schaurigen Abgrund.

„Wie ungeschickt!“ sagte die Dame und lächelte. Ein Zucken des Unmuts ging über ihr Gesicht, weil der zweite der Ritter zu lange zauderte.

Der gewahrte das, und in der nächsten Minute polterte sein schwerer Gaul auf dem

Bohlenwege hinauf zur Mauerzinne. Hitzig, mit einem Gemisch von Grausen und kalter Entschlossenheit, ging er ans Werk. Das Tier prallte vor der Tiefe zurück; er aber riß am Zügel und nötigte es gewaltsam auf die rechte Bahn. Es stampfte vorwärts, wurde von Schritt zu Schritt unruhiger, verlor das Gleichgewicht und entschwand im Sturz den Augen der Zuschauer.

„Das wollen mir Ritter sein!“ sprach zürnend die Dame. „Solch ein Ungeschick ist mir mein Lebtag nicht begegnet.“

Sie wandte sich dem Dritten zu, der schon bereit war, sich auf den Pfad des Todes zu begeben. Er hatte das Visier herunter geschlagen, und so konnte sie die Blässe seines Gesichts nicht sehen. Ohne zu zögern, ritt er darauf los; doch er stürzte in den Schlund hinunter, ehe sein Roß auf der Mauerkante Fuß gefaßt hatte. Gar zu erregt mag er gewesen sein.

„Gibt es nur Tölpel unter euch?“ fragte das Fräulein die noch übrig gebliebenen Ritter verächtlich. „Wollt ihr's nicht besser machen hier, meine Hand! Wer auf der Mauer rings um die Burg reitet, ohne den Hals zu brechen, dem winkt der Lohn. Zagt ihr noch?“

Die Gäste zagten wirklich. Alle waren fertig zum Ritt; aber keinen gelüstete es mehr nach dem Preise. Sie hörten aus den Worten der Jungfrau nur noch den Hohn einer herzlosen Mörderin, und sie fühlten sich vom Entsetzen geschüttelt. Waren denn drei der Opfer nicht genug?

Einer faßte sich ein Herz, wandte seinen Hengst und flüchtete in schwerem Trabe zum Thor hinaus. Für die andern war das ein Zeichen der Befreiung. Verfolgt vom Spottgelächter der Burgherrin galoppierten sie hinterdrein. Lieber die Schmach, als ein solches Ende!

Sortan ging's auf dem Kynast still und trostlos her. Der Wächter auf dem Turme konnte sich lang hinstrecken und schlafen. Er brauchte nicht zu befürchten, daß er sich einer Pflichtversäumnis schuldig mache. Sein Horn, das er früher alltäglich brauchte, steckte müßig in einem Mauerloche, und die Sperlinge nisteten darin. Nie mehr kam ein reißiger Rittersmann mit seinen Knappen die Straße hinauf; nie mehr ließ sich einer in der Runde blicken. Auch die Herren der benachbarten Burgen und Schlösser hielten sich fern. Ehedem hatten sie es für ihre Ritterpflicht gehalten, dem unmündigen und einsamen Fräulein zu Diensten zu sein und seiner Schönheit zu huldigen. Nun aber schienen sie sich alle gegen den Kynast verschworen zu haben. Knappen und Knechte liefen heimlich fort, weil ihnen der Dienst zu langweilig war, weil

das lustige Leben nicht wiederkehren wollte, weil sich im Hof keine fremden Kasse mehr bei Spiel und Turnei tummelten, weil sie sich des Nachts vor den Geistern der drei abgestürzten Ritter geschreckt fühlten, und weil sich die grausamen Launen der Herrin nicht ertragen ließen. Kunigunde bebte vor Zorn, wenn sie erfuhr, daß wieder einer das Weite gesucht hatte, und sie ließ dann die Zurückgebliebenen durchpeitschen, erreichte jedoch damit nur, daß sich schließlich nur einige greise Diener und Dienerinnen bei ihr befanden, denen die mürben Knochen das Scliehen nicht erlaubten.

Kunigunde wollte sich in ihrem unbändigen Stolze nicht eingestehen, daß auch ihr ein solches Dasein unleidlich war. Sie suchte sich einzureden, daß die Einsamkeit das beste Glück sei, und daß sie froh sein müsse, nicht mehr gestört zu werden von einer Sippschaft, die doch nur aus erbärmlichen Gesellen bestehe. Mit der Zeit aber kam es ihr immer deutlicher zum Bewußtsein, daß sie sich durch ihre Hartherzigkeit um die Freuden der Jugend betrogen habe, und daß sie verpönt und geächtet sei. Sie hätte gern ihren Gram in wilder Art ausgetobt und ihrer Neigung zur Grausamkeit gefrönt; aber sie mußte fürchten, daß auch die letzten ihr noch getreuen Menschen entrinnen würden. So suchte sie sich gewaltsam zu mäßigen. Nach und nach erkannte sie auch, wie wertvoll ihr die Hilfeleistungen der Nachbarn gewesen waren. Ohne diese Beistände konnte sie mit ihren Bauern nicht mehr fertig werden. Dieses Volk lehnte sich auf, verweigerte den Zins und den Zehnten, ließ sich nicht mehr strafen und benahm sich widerspenstig, wenn es zur Arbeit auf die Burg und auf die Burgfelder befohlen wurde. Sie mußte sich fürchten, auf die Jagd zu reiten, weil sie überall nur Feinden begegnete. Wenn sie an die Glücke dachte, die ihr oft nachgeschleudert worden waren, und an die Steinwürfe, so weinte sie in ohnmächtiger Wut und schrie verzweifelt nach Rache. Der Ritter fehlte, der die Rotte händigen und züchtigen konnte, und nach diesem Ritter sehnte sie sich in trostlosen Tagen und Nächten. Der Reichtum schmolz dahin, und die Rosen der Wangen verblühten. Kunigunde war das unglücklichste Burgfräulein im ganzen Lande.

Aber auch das bekannteste. Von keinem wurde so viel gesprochen als von ihr. Davon aber wußte die Verlassene nichts. An allen Ritterhöfen wurde die Geschichte von dem Ritt um die Burgmauer und von den drei abgestürzten Freiern erzählt. Scherzhaft fragten die edlen Herren jeden jungen Rittersmann, ob er nicht das Fräulein Kunigunde freien wolle. Dieser bedankte sich dann für den Hinweis und sagte,

daß er einer edlen Dame, nicht aber einer Mörderin bis in den Tod getreu dienen wolle.

Nur der junge Graf Adelbert von Thüringen sprach anders. Der meinte, daß das stolze Fräulein wohl eines Rittes wert sei. Er geizte nach dem Ruhme, der beste Reiter in ganz Thüringen zu sein, und ihm ließ der Gedanke keine Ruhe, daß es möglich sein müsse, auf der Schutzmauer rings um eine Burg zu reiten. Lange schon betrieb er ähnliche Künste, die allerdings nicht gar so gefährlich waren. Unter seinen zahlreichen Pferden befand sich eine kleine braune Stute mit zierlichen Hufen. Die war sein Liebling, und die bestieg er nur, wenn er in die Berge ritt. Mit ihr getraute er sich auf Felspfade, die hart an tiefen Schründen entlang führten und die nur von völlig schwindelfreien Jägern und Waldläufern begangen wurden. Die Stute setzte den Fuß immer nur auf sicheren Grund, und sie ging so ruhig und vorsichtig, daß ein Fehltritt nicht zu befürchten war. Den kühnen Wagehals reizte die von Fräulein Kunigunde gestellte Aufgabe fortwährend, und so beschloß er denn, sie zu lösen.

Mondelang bereitete er sich darauf vor. Er ließ lange Balken über breite Sturzwasser legen, warf sich in die Rüstung, bestieg seine Stute und versuchte, ob er auf dem schmalen Stege von einem Ufer ans andere gelangen werde. Der Stute gefiel das nicht. Doch sie tat ihrem Gebieter den Willen und begab sich auf die allzu schmale Brücke. Mit größter Behutsamkeit, oft stoßend und schwankend, schritt sie aus, und plötzlich war sie mit einem Saße drüben. Nach einer Reihe von Wiederholungen brachte sie das Kunststück mit der Geläufigkeit eines Seiltänzers fertig. Dann schritt er zu einer schwereren Probe. Er ließ eine große, freisartige Mauer errichten, die oben nur einen Fuß breit war und aus morschen und brüchigen Ziegeln bestand. Auf dieser Mauer wurde die Stute herumgeführt, und als sie sich einigermaßen an die sonderbare Bahn gewöhnt hatte, schwang er sich in den Sattel und setzte solchermaßen die Vorübungen zum Brautritt fort. Die Stute versagte auch hierbei nicht. Später freilich, nachdem er die Mauer höher und höher bauen und allerlei Hindernisse anbringen ließ, stuzte sie zuweilen und schien ratlos zu sein; aber wenn er schon glaubte, daß sie nicht weiter könne und daß er nun das Schicksal der abgestürzten Ritter erleiden werde, fand sie durch ein paar kühne Tritte neuen Halt und vollendete ihre Rundreise.

So trieb er es weiter, bis er die Überzeugung hegte, daß er sich auf sein geliebtes Tier gänzlich verlassen könne. Nach herzlichem Abschied ritt

er wohlgenut ins Land hinaus, dem großen Gebirge zu, in dem sich die Burg Kynast befand.

Der Turmwächter traute seinen Ohren kaum, als er Pferdegetrappel vernahm. Er stieß erst ins Horn, als die reißigen Gäste bereits Einlaß in die Burg begehrt. Kunigunde war aufs höchste überrascht. Sie sah einen jungen Rittersmann und vier Knappen in ihren Hof einreiten, und ihr wurde heiß und kalt beim Anblick des schönen Wuchses, der männlichen Haltung, der blickenden Augen des Gastes. Sie verwünschte den Kummer, den sie durchlitten und der ihr allzuviel von ihrer Schönheit geraubt hatte. Sie nahm alle Kraft zusammen und hieß den edlen Herrn artig willkommen. Ob er kam, sie zu erlösen aus Schimpf, Not und Einsamkeit? Ob er der Ersehnte war, den sie tausendmal in ihren Träumen geschaut hatte?

Nach bester Ritterart entbot er ihr seinen Gruß und sagte, daß er gekommen sei, den Mauerritt zu wagen. Sie erschrak gewaltig, und eine Röte schoß ihr heftig ins Gesicht.

„Nein! Auf der Mauer sollt ihr nicht reiten!“ rief sie. „Es wäre schade um euer junges Leben.“

Der Ritter aber bestand darauf, daß es ihm vergönnt werde, die Probe zu bestehen. Er müsse sich seines Namens schämen, wenn er von dannen reiten solle, ohne die Tat vollbracht zu haben, von der in der ganzen Ritterwelt gesprochen werde. Kunigunde bat und flehte, daß er sich ein solches Vorhaben aus dem Sinne schlagen möge; doch er betrachtete bereits die

Mauer, und die Knappen führten ihm die Stute vor. Er brauchte für sein Roß keinen Aufstieg aus Bohlen. Kaum saß er im Sattel, so setzte es seine Vorderfüße auf die Mauer und schwang sich nach kurzem Prüfen und Überlegen ganz hinauf.

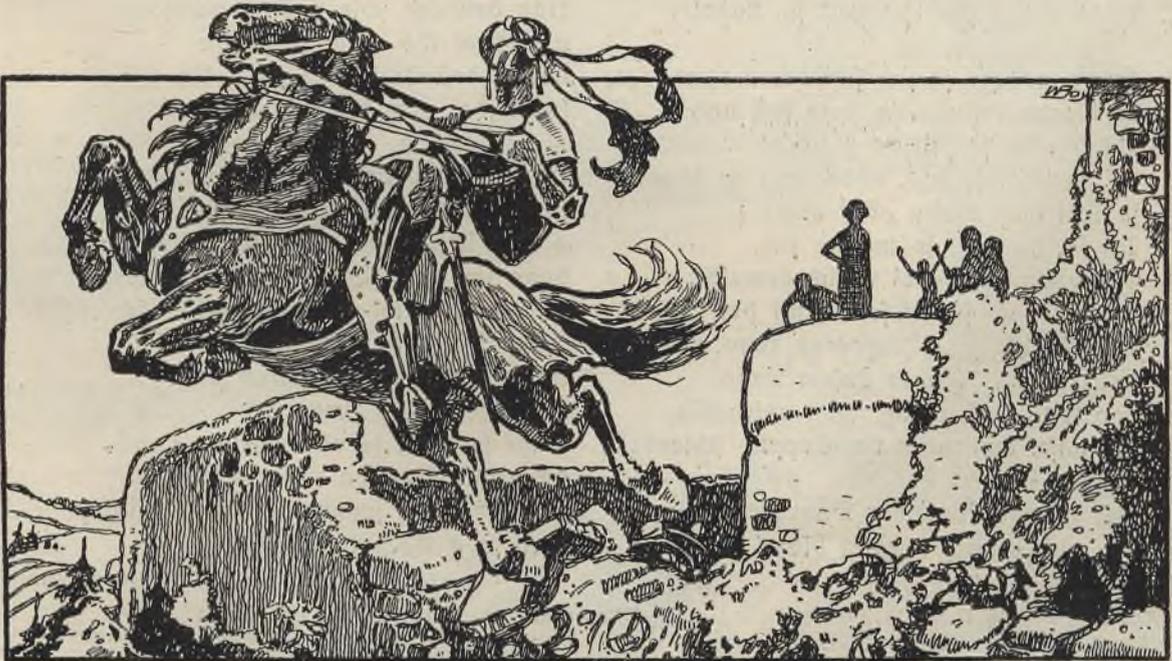
Kunigunden war, als wolle ihr Herzschlag aussetzen. Sie wagte nicht hinzublicken, und ihr Atem stockte. Die Stute aber schritt auf der Kante entlang, behutsam, zuweilen anhaltend und mit den Hufen tastend. Doch immer weiter und weiter gelangte sie, so sicher ihres Weges, als ob sie eine solche Wanderung gewöhnt sei. Die Burgherrin erlitt die grausigsten Todesqualen. Als aber der furchtbare Ritt vollendet war, das Roß in den Hof herabsprang und der Reiter sich vor ihr verneigte, stieß sie einen Schrei der Lust aus, trat ihm entgegen und reichte ihm beide Hände.

„Der Preis ist euer! Nehmt mich hin! Ich schwöre, daß ich euch dienen will wie eine Magd!“

„Das geht nicht, edle Jungfrau!“ sprach er abwehrend. „Ich kam nur, um euch zu zeigen, wie ein Ritter reiten kann. Daheim in Thüringen erwarten mich Weib und Kind.“

Wie betäubt prallte sie zurück. Er aber ritt mit seinem Gefolge davon. Kunigunde wankte in ihre Kammer, warf sich auf ihr Lager und zerraupte sich das Haar. In Qualen sich windend, empfand sie, daß dies die Strafwar für den dreifachen Mord, der auf ihrer Seele lastete.

Trostlos verlief ihr weiteres Leben. Sie reifte zur alten Jungfrau heran, und sie verbrachte ihre Tage kümmerlich ohne Freundschaft und ohne Liebe.



Pauer und Dichter.

Mei Doater woar a Panerschmoan.
Mei Gott, wie woar dar glücklich droan!
Ein Frühjahr, wenn der Schne getaut,
hoot a sei bißla Feld bebaut.
A hoots geackert, hoots geeegt,
a hoots gewalzt, a hoots gehegt,
a hoot a Cünger drufgesträt
und noort, noort hoot a halt gesät;
und uff, wenn a zuguberlegt
de Wasserfurche eigesät,
sproach a zu mir: „geung, mei Sohn,
doas andre muß der Herrgott tun!“ . . .

Doas hoot der Herrgott o getoon.
Dir hoan a Acker liega loon
viel Tage und viel Wucha lang.
Und doo ich wieder moll en Gang
üm a gesäta Acker toat, —
doo hoot o schunt de irschte Soat
mit junga Köpplan rausgegnäkt.
Ich hoan mich ofte hiengebuck
und mir doas Wunder su betracht.
Wie ihs doas möglich? Über Nacht
drängt sich doas plake ei de Welt!
Doas macht der Herrgott su, nagelt?

Erscht woogte se sich schüchtern raus
de kleena Halmia, 's soag fost aus
als schiekta se zürsch a poar
uff Rundschoft aus, ehbs ernt no goar
zu kalt durt druba oder nich.
Nu ja, nu nee, is machte sich.
Die hoan wull glei zurück gemeldt,
is wär ganz schien schunt uff der Welt.
Doo koama se ei Schoaren raus,
und vnr und hinger küsem Hans,
doo loag a Teppich, zoart und grün,
Herrgott, wie woar dar Teppich schien! . . .

Der worme Kan, der Sunneschein,
die wullda nich untätig blein!

Is ging wull langsam aber sicher:
der Teppich wurde buch und hieher.
A wuchs fost ein Geschwindeschriet;
doo kunn ich klenner Knirps nich miet;
und uff a Holma wuchsa Ährn,
ich kunnde mer doas kaum derklärn;
is Ährenfeld wurd gelb und schwer,
als wennis vom Alder müde wär.
Und endlich koam de Arut zu,
doo homber olle frisch und fruh,
bis doas der Schweesß üns koam, geschofft:
ber hoan's gehann und obgerofft,
gewendt, gebunda, ufgestellt. —

— Ei Puppä stund is ganze Feld! — — —
Und wenn ber su weit fertig worn,
und ber noort endlich eigesoahrn,
ducht ich; woas aus em Sakvel Kurn
doch grusse Gorba sein gewurn!

Ich salber bien kee Pauer nich,
Nu ja, nu nee, es eegnet sich
och nich jedweder als a sichter.
Ich bi zum Beispiel bluß a Dichter.
Und dennoch, wie a Panerschmoan,
a Dichter ihs aktrat su droan
und a bestellt halt o sei Feld;
sei Acker ihs de ganze Welt.

Bluß koan a halt sei Feld ni hega;
— a koans nich pflüga, walza, ega, —
a muß is nahma wie's halt ihs,
doas ihs viel schwerer, ganz gewiesß.
— — — Und wons, woas tutt a Dichter sän?
Woas gibts do wull zu überlään?
A sät Gedanka, ernst und fruh.
A sät se, sät se immerzu,
a sät se, strät se ollerwärts
hungriga Menscha tief eis Herz.
Die Freede, wennis noort glücklich postt,
Und su a Köradla Wurzeln fost!

Hans Köppler.





Bauernhaus in Neurode bei Lüben.



Die Friedenskirche zu Schweidnitz.

Von Dr. Arthur Lindner.

Mit zwei Federzeichnungen von Georg Rasel.

Cuius regio, eius religio! Dieser von gegenreformatorischer Seite streng angewandte Grundsatz hatte die Schweidnitzer Protestanten während des Dreißigjährigen Krieges oft in schwere Bedrängnis gebracht. Ihrer Kirchen wurden sie beraubt, die Prediger vertrieben, der evangelische Magistrat abgesetzt. Selbst der Besuch der draußen auf dem Lande gelegenen Gotteshäuser war verboten. Gewissensnot und harter Druck zwang einen großen Teil der Einwohnerschaft, oft unter Opferung von Hab und Gut, die Heimat zu verlassen, während weniger Standhafte sich zum Rücktritt in die katholische Kirche pressen ließen.

Als am 24. Oktober 1648 zu Münster der Westfälische Frieden zum Abschluß gelangt war, trat in der Lage der unterdrückten Gemeinde eine gelinde Besserung ein. Im Artikel V wurde den Protestanten vom Kaiser Ferdinand III. die Erlaubnis in Aussicht gestellt, in seinen Erbfürstentümern Glogau, Jauer und Schweidnitz je ein eigenes Gotteshaus, eine „Friedenskirche“, zu errichten, freilich mit der Beschränkung, daß diese außerhalb der Stadtmauern liegen

müsse und nur aus „Holz und Lehm“ — also in Sachwerk — und ohne Turm und Glocken erbaut werden dürfe. Es dauerte noch einige Zeit, bis die Schweidnitzer auf ihre nach Wien gesandte Bittschrift die endgültige Baubewilligung erhielten. Am Montag, den 23. September 1652 wurde ihnen die Kaiserliche Botschaft durch den Landeshauptmann von Aostitz verkündet und der Platz vor dem Peterstore abgesteckt. Dabei mag der mißgünstige Bevollmächtigte wohl etwas engherzig zu Werke gegangen sein, so daß der Generalwachtmeister von Montevergues, Herr von Domanze, der eine evangelische Gattin hatte, seinen Krückstock „bis zum schwarzen Graben“ vorauswarf und rief: „Es ist ja nur Erde! Man muß eher etwas zugeben als abkürzen!“ Der Rentamtsvorsteher Gottfried Ortlow von Otterau weihte die zukünftige Friedenskirche der „heiligen Dreifaltigkeit“, und in tausendstimmigem Gesang „Allein Gott in der Höhe sei Ehr“ stieg Jubel und Dank der glücklichen Gemeinde zum Himmel.

Sofort regte sich ein frommer Baueifer, aber da die Gaben in der verarmten, vom endlosen Kriege furchtbar heimgesuchten Stadt nur spärlich flossen, errichtete man zuerst in wenig Wochen ein bescheidenes, provisorisches „Gotteshättlein“, um das herum dann später der stattliche Neubau emporwuchs, so daß man das erste Kirchlein erst abbrach, als das zweite vollendet war. Dies geschah am 23. Juni 1657.

Vom Aufbringen der Baumittel werden rührende Züge berichtet. Hoch und niedrig bemühte sich, je nach Vermögen, Gelder und Materialien beizusteuern. Neben den kleinen Spenden schlichter Knechte und Handwerksgehilfen stehen die reichlicheren Zuwendungen der Bürgerschaft und des Adels, unter dem der Freiherr Hans Heinrich von Hochberg auf Fürstenstein als großmütiger Förderer hervorragt. Nicht nur die schlesischen Nachbarorte lieferten ihre Unterstüßungen, auch entlegenere Städte, wie Leipzig, Berlin, Hamburg, Regensburg und Stockholm, Fürsten, wie der König von Schweden, erschienen auf der Geberliste.

Zum Architekten wählte man keinen eigentlichen Kirchenbaumeister, sondern einen Ingenieur, den Leutnant Albrecht von Sebisch (1610—1688), den Inspektor der städtischen Zeughäuser zu Breslau, der schon vorher die Pläne für die „Friedenskirche zum Heiligen Geist“ für Jauer geliefert hatte. Er war ein kunstsinziger Mann, dessen Name noch heute zu Breslau in seinen reichen, für die Öffentlichkeit nutzbar gemachten Sammlungen fortlebt.

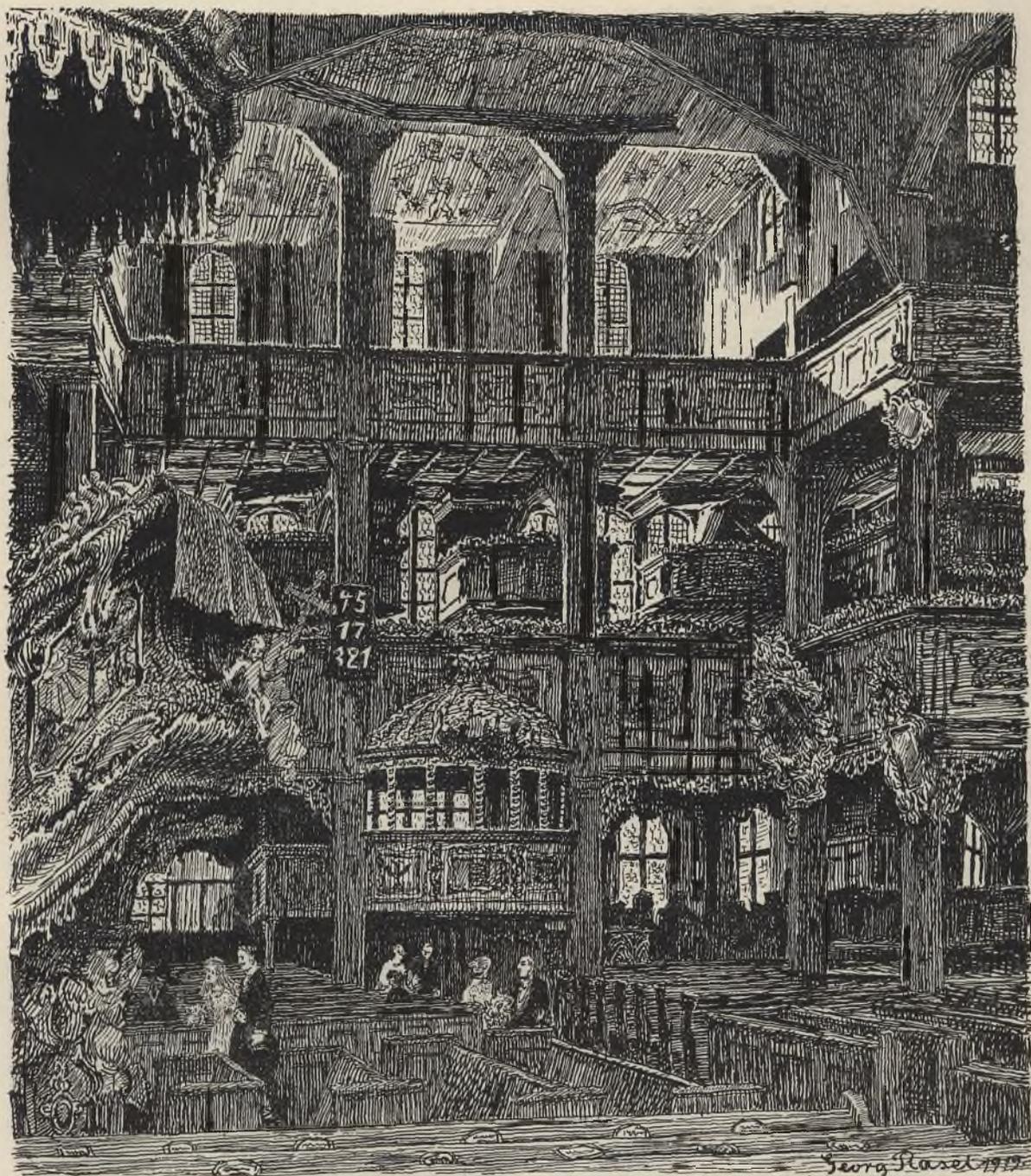
Die einschränkenden Vorschriften, die geringen Mittel und die Anforderungen des evangelischen Kultus, in dem ja das Hauptgewicht auf der Predigt liegt, endlich die gewaltige Kopfzahl der ausgedehnten, auch entlegene Dörfer umfassenden Gemeinde wirkten beeinflussend auf die Lösung des Entwurfs, die als überraschend glücklich bezeichnet werden muß. So entstand ein völlig neuartiger Bau, der aber für die Ausgestaltung manch späteren schlesischen Andachtshauses mitbestimmend werden sollte. Auf dem Grundriß eines griechischen Kreuzes mit in der Ost-West-Achse verlängerten Armen erhob sich eine weite Halle. Eichene Pfosten — aus dem Schweidnitzer Stadtwalde — teilen sie in ein Mittelschiff und Seitenschiffe, deren letztere zwei übereinander liegende Emporengeschosse enthalten. So ist, durch spätere Anbauten vermehrt, Raum für etwa 4500 Sitzplätze geschaffen.

In der Abgeschlossenheit des alten Friedhofes dehnt sich jetzt das schmucklose Haus behaglich zwischen hohen schönen Linden. Man könnte es fast für ein großes ländliches Wirtschaftsgebäude halten. Graue Putzflächen werden

von verwitterten bräunlichen Fachwerkbalken durchquert. Nur die zahlreichen rundbogigen Fenster — dreireihig übereinander — mit weißem Rahmenwerk und kleinen bleigefärbten Scheiben beleben die schlichten Flächen. Und unten wird das Gotteshaus von einem Kranze seltsamer Anbauten umrahmt. Es sind absidial ausgebuchtete Vorhallen und viele kleine Logen mit geschweiften Schindelgedeckten Dächern, die wie Schwalbennester in die durchbrochene Außenwand eingefügt wurden und die Plätze für die eingepfarrten ländlichen Adelsfamilien enthalten. Jede hat ihre eigene Tür, so daß die Kirche mit den größeren Portalen im ganzen 28 Eingänge zählt. Auf dem außen von altmodischen Pfarr- und Beamtenhäusern abgeschlossenen Friedhofe steht auch in ziemlichem Abstände von der Kirche der ihrer äußeren Erscheinung angepaßte Glockenturm. Er führt ein Sonderdasein nach Art des italienischen Campanile, denn erst im Vertrag von Altranstädt (1707), der Schlesiens auch die „Gnadenskirchen“ in Landeshut, Hirschberg und an anderen Orten brachte, war die Erlaubnis zu seiner Errichtung gewährt. Damit sein Geläute beim Schlußgebet des Gottesdienstes rechtzeitig einfallen könne, stiftete der Bauer Kaspar Singer aus Gräbitz 1714 einen kleinen Dachreiter auf die Kirche selbst, dessen Glocke den gegebenen Zeitpunkt herüber signalisieren mußte.

Mehr als von außen tritt im Innern der Friedenskirche ihr Charakter als Zentralbau deutlich hervor. Die am nordöstlichen Vierungspfeiler aufsteigende Kanzel ist dem Mittelpunkt ziemlich nahe gerückt und, wie auch der Altar, von allen Seiten aus gleich gut sichtbar. Der Raumeindruck wirkt zuerst überraschend und fremdartig, fast unruhig. Bei dem an hohe, feierliche Wölbungen gewohnten Besucher wird sich das Gefühl andächtiger Sammlung nicht immer sofort einstellen. Hierfür spricht der zur Werdezeit der Kirche herrschende Barockgeschmack, das vom Katholizismus übernommene, in protestantischen Kirchen seltene Bestreben, durch äußere Prachtentfaltung auf die Sinne zu wirken, noch zu stark mit. Man muß diesen Bau aus seiner Geschichte, als religions- und kunsthistorisches Dokument verstehen lernen, um ihn voll würdigen zu können. Ein vom Druck der Glaubensknechtschaft befreites Geschlecht hat ihn geschaffen, immer noch unter einschränkender Bevormundung, mit beschwerlich aufgetragenen Mitteln, aber stolz und froh und im leichtverständlichen Bemühen, etwas Prächtiges und auch Modisches zu bieten.

Alles, was das Auge erblickt, ist aus Holz hergestellt. Wo bemalte Pfeiler oder Flächen oder weißlackierte Statuen Marmor oder Alabaster vortäuschen sollen, ist diese Täuschung wohl nie



Inneres der Schweidnitzer Friedenskirche
federzeichnung von Georg Kasel

ganz ernst gemeint. Alles Konstruktive liegt klar zutage, dem Material ist eigentlich nie Zwang angetan. Das Gradlinige der Holzarchitektur tritt stark hervor und gerät nur manchmal in Widerspruch mit der Dekorationslust des Barock, die sich gern in Kurven und Schnörkeln ausleben möchte. Kein Fleckchen ist unbemalt geblieben, doch es stört keine aufdringliche Buntheit. An den braun marmorierten Brüstungen der Emporen wechseln kalligraphische, schwungvolle Goldinschriften — Bibelsprüche — auf schwarzem Grund mit Bildfeldern. Beide stehen in geistiger Beziehung zueinander. Ein uner schöpflicher Reichtum von Allegorie und Symbolik ist hier ausgebreitet. Man hat sich redlich geplagt, „daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei“. Auf all' diesen Gemälden macht sich die Vorliebe für geschickt ausgeführte landschaftliche Darstellungen geltend.

Die Ausmalung der Kirche wurde im Jahre 1693 dem Schweidnitzer Maler Christian Süßenbach übertragen, der bald darauf in seinem Kollegen Christian Kolitschky einen Helfer fand. Wahrscheinlich nach Vollendung des Emporenschmucks wandte man sich der Decke zu. Für das Hauptbild über der Dierung war die Darstellung der Trinität, der ja die Kirche geweiht war, der gebotene Gegenstand. Den Schildereien der vier Seitenfelder liegen Stoffe aus der Apokalypse zugrunde. Die wohl mehr auf das kleinere Format des Tafelbildes eingestellten Künstler hatten hier, wo es große Flächen zu bewältigen galt, einen schweren Stand. Es war in der Tat keine dankbare Aufgabe, die nüchtern flache Bretterdecke, an der die Architektur ihnen so gar nicht zu Hilfe kam, mit großen Kompositionen zu bedecken. Wader, wenngleich etwas handwerklich, haben sie sich dieses monumentalen Auftrags zu entledigen gesucht.

Zu den An- und Einbauten auf ebener Erde gesellten sich auf den Emporen die Gestühle der Zünfte und Innungen. Legte doch jede Körperschaft, die etwas auf sich hielt, Gewicht auf den Besitz eigener abgeschlossener Kirchenplätze. Als kleine, mit zierlichem Schnitzwerk geschmückte Häuschen stehen diese reihenweise nebeneinander. Auch balkonähnliche Zwischenhöre wurden von den Gewerken noch stellenweise, weniger weit in den Kirchenraum eingreifend, zwischen die zwei großen Emporenstockwerke eingeklemmt. All

diese hölzernen Zutaten von möbelartigem Charakter bereichern das Gesamtbild aufs malerischste und ergeben eine Fülle wohnlich anmutender Durchblicke. Dem ringsum in jeder Höhe eindringenden, schon durch das Laub der alten Friedhofsbäume grün gedämpftem Lichte leistet dieses Schachtelwerk der Innenausstattung noch manchen Widerstand. Es entsteht ein reicher Wechsel von Hell und Dunkel, ein bewegtes Spiel von Reflexen auf farbiger Ornamentik und der alten Vergoldung von Leisten, Profilen und Schnitzereien, auf den Wappenschildern, Epitaphien und prunkvoll gerahmten Bildnissen.

Orgel, Kanzel und Altar, durchweg üppige Stiftungen wohlhabender Gemeindemitglieder, sind so im Raume verteilt, daß der Blick in jeder Richtung auf einem solchen, fast zu reichen Bravourstück kirchlicher Ausstattungskunst haften bleibt. Die 1728 bis 1729 ausgeführte Kanzel und der 1752 vollendete hohe Tabernakelbau des Altars sind Werke des gleichen Meisters, des Bildhauers Gottfried August Hoffmann, der in seiner Heimat Dresden, der klassischen Stätte des deutschen Barock, Gelegenheit hatte, sich an guten Vorbildern zu schulen, und dessen dekorative, theatralisch bewegte Holzstatuen ein noch gemäßigtes Hinneigen zum aufstauchenden Rokoko bekunden.

Die Stürme des Siebenjährigen Krieges, in welchem Schweidnitz von vier Belagerungen heimgesucht wurde, sind auch an der durch ihre Lage vor den Toren der Stadt besonders exponierten Friedenskirche nicht spurlos vorübergegangen. Besonders durch das preußische Bombardement im Jahre 1762 hatte sie schwer zu leiden, und „es war ein Wunder, daß der ganze Bau nicht über den Haufen fiel“. (Vergl. L. Worthmann, „Die Friedenskirche vor Schweidnitz“, welchem Werke auch andere Angaben entnommen wurden.) Aber sie widerstand, und ein Gnadengeschenk Friedrichs des Großen von 20 000 Talern half ihre Schäden zu heilen. So hat das ehrwürdige Bauwerk, dank des Verständnisses und der Pietät ihrer Wiederhersteller, seine Einheitlichkeit wohl bewahrt, und was, wie bei jedem Gotteshause, spätere Geschlechter dem Werke der Väter zugefügt haben, geschah im gleichen Sinne, der die Erbauer beseele, und vermochte nicht, ihr schönes Gesamtbild zu einträchtigen.



Eine strafbare Tat.

Eine Episode aus meinem Leben. Von Paul Keller.

Im Jahre 1902 schrieb ich meinen Roman „Waldwinter“. Ich war damals noch Volksschullehrer in Breslau. Das Lehrergehalt war sehr knapp. Welch ein Jubel, als das erste „Waldwinter“-honorar von 2600 Mark angemeldet wurde*). Es übertraf ein ganzes Jahreseinkommen bedeutend. Nun waren wir zu einer Hochzeit nach auswärts eingeladen und besaßen kaum noch 20 Mark in bar. Die Fahrarten allein kosteten 12 Mark. Wie von dem Rest von 8 Mark alles andere bestritten werden sollte, war eines von den unlöslichen Welträtselfn. Am Abend vor der Hochzeitsreise kam ein Vetter aus Schwiebus, der auch mit zu dem Feste wollte, zu uns, meldete sich als Logiergast an und fragte mich, den Hausherrn, „im Vertrauen“, ob ich ihm nicht aus einer „momentanen finanziellen Verlegenheit“ helfen könnte. Armer Vetter! Ja, wenn das „Waldwinter“-Geld schon da wäre! Es war schon angemeldet, aber es kam nicht.

Nächsten Morgen, ich war ausgegangen, die Frau auch, ein Dienstmädchen hatten wir nicht, lag Vetter Paul Seifert in meiner Wohnung noch in den Federn, als es an der Entreetür mehrmals heftig schellte. Schließlich ging der Verschlafene, nur mit Hemd und Hose bewaffnet, barfuß, die Hosenträger malerisch hintenrunter baumelnd, öffnen. Der Geldbriefträger.

„Ich bringe einen Geldbrief!“

„Ha!“ ruft Paul Seifert plötzlich völlig erwacht. „2600 Mark!“

„Jawohl!“ sagt der Postmann. „Sind Sie Herr Keller?“

Paul Seifert besinnt sich. Eigentlich war er ja wohl nicht Herr Keller; aber in so einer verzweifelten Situation und wo doch jetzt dieses Unglückswurm, der Keller, da der goldene Mammon gerade kam, weggegangen war, und wo der Briefträger, da heut Sonntag war, wahrscheinlich erst morgen wiederkommen würde, morgen, wo alles zu spät war — also —

„Ja, natürlich bin ich Herr Keller! Paul Keller, der Dichter vom ‚Waldwinter‘. Kommen Sie rein, verehrter Herr!“

Der Geldbriefträger stutzte ob dieser Ansprache.

„Sind Sie auch wirklich Herr Keller?“

„Na, erlauben Sie mal,“ sagt Paulchen empört; „glauben Sie, daß ich in dieser Wohnung in solchem Anzug, wie Sie mich hier sehen, barfußig wie ein Gänserich, herumpromenieren dürfte, wenn ich nicht Herr Keller wäre?“

Das leuchtete dem Postmann ein, und er händigte einen dicken Geldbrief aus.

„Bitte zu quittieren.“

Paul Seifert dämmerte es, ehe er über 2600 Mark quittierte, müsse er sich erst überzeugen, ob das Geld auch wirklich in dem Briefe vorhanden sei. (Paul Seifert hatte überhaupt öfters lichte Augenblicke.)

Also nahm er ein Messer und schnitt den fünfmal versiegelten Brief kühnlich auf.

26 Hunderdmarkscheine.

„Es stimmt!“ sagte Paulchen mit gleichgültiger Stimme, als ob die Inempfangnahme solcher Beträge sein tägliches Geschäft sei.

Aber der Glanz der 26 Blauen hatte ihn in Wahrheit so verwirrt, daß er auf der Quittung mit „Paul Seifert“ unterschrieb.

Der Postmann machte große Augen.

„Wieso Seifert? Keller muß es doch heißen?“

„Ach so,“ erschrak Paulchen des Deubels; „Keller muß es heißen. Natürlich Keller. Seifert ist Quatsch. Direkt Quatsch! Da haben Sie recht. Also sehen Sie, lieber Freund, ich hab' eine lange Nacht hinter mir; ich bin noch etwas gestrig, und wenn ich noch etwas gestrig bin, verschreib' ich mich manchmal. Ich hab' mich verschrieben!“

Strich „Paul Seifert“ aus und schrieb mit kühnem Schnörkel „Paul Keller“ auf die Quittung.

Der Geldbriefträger machte ein Detektiv-Gesicht. Aber dann erwog er wahrscheinlich in seinem Beamtenkopf folgendes: Erstens, wie käme der Kerl morgens um 9 Uhr in solchem Anzug in diese Wohnung, wenn er nicht der Hausherr wäre? Zweitens: Einbrecher? Unsinn! Einbrecher gehen nicht barfuß und halb im Hemde. Drittens: einem Romandichter ist alles zuzutrauen, auch, daß er sich in seinem Namen verschreibt, namentlich wenn er „gestrig“ ist.

Nahm also dankend 30 Pfennige Trinkgeld an, ließ den Mammon da und verschwand.

Als der richtige Paul Keller und seine Frau nach Hause kamen, hatte der Paul in Vertretung inzwischen Kaffee gekocht und den Frühstückstisch

*) Jetzt hat der „Waldwinter“ die 105. Auflage. Schriftleitung.

sowie das angrenzende Sofa mit Hundertmarkscheinen äußerst dekorativ ausgeschmückt.

Ha — und ich fiel meinem Doppelgänger und Stellvertreter jubelnd um den Hals.

Wir wurden nun üppig und fingen sofort ein Verschwenderleben an. Für 80 Pfennige Schinken wurde herbeigetragen, sechs Eier wurden gefocht, ein Viertelpfund Butter verschwendet, das auch seine schwere 35 Pfennige kostete, und eine ganze Flasche Rotwein zu 2,50 Mark wurde in einer Vormittagstunde so larifari ausgekneipt. Wir benahmen uns, als ob wir Rothschilds wären.

Na, schön! Die Strafe für solchen Übermut kam ja auch. Wir fuhren zur Hochzeit, prozig, wie wir nun mal geworden waren, dritter Klasse, obwohl auch vierte Klasse im Personenzug war. Da sitzt uns nun auf der Luxusbank der dritten Klasse ein hervorragender Jurist gegenüber. Er studierte im elften Semester Jura, stand schon vor dem Referendar und gehörte zur Verwandtschaft. Er fuhr auch mit zur Hochzeit.

Diesem Juristen erzählte Paul Seifert die Postgeschichte. (Paul Seifert wußte damals noch nicht, daß man sich mit Juristen, Steuerbeamten, Abdeckern und Totengräbern niemals in berufliche Gespräche einlassen soll, wenn man nicht die gute Laune verlieren will.)

Also „unser“ Jurist sagte:

„Urkundenfälschung! Strafbare Tat! Wohl keine schwere Urkundenfälschung, da der Schuldige einen unrechtmäßigen Vermögensvorteil offenbar nicht erstrebt hat. Aber doch einfache Urkundenfälschung, erschwert dadurch, daß die Fälschung der Postbehörde gegenüber geschah, und daß es sich um einen erheblichen Betrag handelte. Außerdem: Postquittungen werden immer nachgeprüft und Verdächtigem wird immer nachgegangen.“

Bums! Wir schüttelten uns! Vielleicht fuhren wir gerade über eine Weiche, aber ich glaube, es war die seelische Erschütterung, die uns so hin- und herwackeln ließ.

Aus Paul Seiferts Hochzeitsfreude wurde rein nichts. Er hatte Todesangst. Er saß bei den Krebschwänzen mit aschfahlem Gesicht, und beim „Gefrorenen“ mit roten Backen. Er tanzte. Aber er tanzte wie auf Grabesrand. Er lachte, aber es war ein Galgenvogelgelächter.

An mich klammerte sich der arme Sünder wie ein Verzweifelter. Wie konnte denn er, der Beamter war, weiterleben, wenn er als „Urkundenfälscher“ auch nur zu Geldstrafe verurteilt wurde!

Ich sagte: „Sachte! — Abwarten!“ Einen besseren Trost wußte ich nicht. Mir war selber speiübel.

Wir fuhren miteinander nach Breslau zurück. Und kaum waren wir Schießwerderplatz 14 a wieder angelangt, klingelte die Entreeglocke.

Ich öffnete.

Der Geldbriefträger.

Paul Seifert verschwand blitzartig im geheimsten Gemach.

„Ich möchte Herrn Keller sprechen,“ sagte der Postmann.

„Bitte. Ich heiße Paul Keller.“

Der Postmann stierte mich an.

„Sie? Das ist nicht möglich! Nicht möglich!“

„Doch! Ich heiße Paul Keller.“

Der Postmann bot ein Bild des Schreckens.

„Ja — ich — habe leider vor drei Tagen hier einen Geldbrief abgeliefert.“

„Wieso leider? Das war doch sehr schön! Einen Geldbrief mit 2600 Mark aus München von der Allgemeinen Verlagsgesellschaft.“

„Ist das wahr?“ stammelte der Briefträger.

„Ja, warum soll's denn nicht wahr sein?“

Ich hab' doch mein Geld. Es ist doch alles in Ordnung.“

„Ach, können Sie mir das Kouvert von der Geldsendung noch zeigen?“

„Ich holte das Kouvert.“

„Gott sei Dank!“ seufzte der Briefträger tief auf. „Ich hab' diese zwei Tage eine Todesangst gehabt, daß ich das Geld einem Falschen ausgeliefert hätte. Der Direktor hat einen Heidenlärm gemacht, weil die Unterschrift so — so komisch war.“

„Ja,“ sagte ich, „sie war verschrieben. Aber es ist alles in Ordnung! Alles in voller Ordnung! Melden Sie das dem Herrn Direktor!“

„Gott sei Dank!“ sagte der Postmann noch einmal und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Nein, sehen Sie heute aber verändert aus.“

Er verschwand mit einem Tröstegeld und Paul Seifert kam aus seinem Unterstand sachte und vorsichtig heraus, schöpfte tief Luft in der Sphäre der „Unbestraften“ und gelobte, jede andere Dummheit eher wieder zu tun, als für einen Roman zu quittieren, den er nicht geschrieben habe.

Darauf ließ er sich von mir 20 Mark, gab davon 18 zum Besten, und wir lebten wie die Könige. Paul Seifert war immer sehr nobel. Ich wollte mich nicht lumpen lassen und strich in meinem Notizbuch die Zeile „20 Mark an Paul geliehen“ aus.

Lang' ist's her. Aber es war schön, und ich bin dem Vetter Paul heut noch dankbar für seine damalige „strafbare Tat“.





Das schlesische Notgeld.

Von Dr. Ferdinand Friedensburg.
Mit fünf Abbildungen schlesischer Notgeldscheine.



um Kriegsführen gehören drei Dinge: erstens Geld, zweitens Geld, drittens Geld." In diese vielsagende Formel hat ein kaiserlicher Feldherr des 17. Jahrhunderts die Erkenntnis geprägt, deren Richtigkeit wir Deutschen soeben am eigenen Beutel in einer Weise kennen gelernt haben, daß die Nachwirkungen uns und unsern Kindern und Kindeskindern noch lange fühlbar bleiben werden. Diese Weisheit ist aber durchaus nichts Neues. „'s war immer a su!" wie es in unserem hübschen schlesischen Liedel heißt. Und immer, zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat das liebe Geld die tückische Eigenschaft gehabt, gerade in diesem Falle, wo man es besonders dringend brauchte, nicht da zu sein: es verkrümelte sich, es verschwand aus dem Verkehr, selbst wer „Geld" hatte, hatte keine Geldstücke. In der Angst, um ihr Geld zu kommen, in der Sorge, später nichts zum Ausgeben zu haben, hielten die Leute ihre Münzen zurück, versteckten und vergruben sie, und half so ein Übel das andere mehren. Wenn dann der Vorrat des Staates an geprägtem Gelde verausgabte, kein Metall zur Prägung neuer Münzen mehr vorhanden noch aufzutreiben war, die Mahnungen der Obrigkeit an die Geldhamster, ihre „Mauken" zu öffnen und den aufgespeicherten Vorrat auszugeben, fruchtlos verhallten, dann blieb den Staaten nur übrig, Geld aus Metallen oder auch aus anderen Stoffen herzustellen, die sonst für die Anfertigung von Münzen nicht verwertet wurden. Schon vor mehr als 22 Jahrhunderten hat die griechische

Stadt Athen, die bis dahin nur goldene und silberne Münzen geschlagen hatte, in Kriegsnot zum ersten Male Kupfergeld ausgegeben zum großen Mißvergnügen ihrer Einwohner, und seither hat man in ungezählten Fällen in belagerten Festungen, in vom Weltverkehr abgeschnittenen Städten, Provinzen und Staaten zu dem gleichen Mittel gegriffen. So entstanden die ungeheuren Reihen der sogenannten Feld-, Not- und Belagerungsmünzen, die von den Sammlern heut eifrig gesucht und zum Teil teuer bezahlt werden. Sie bestehen zum kleinsten Teil aus Edelmetall, das meist durch sein Gepräge, zuweilen auch durch seine von der gewöhnlichen abweichende, insbesondere eckige Form seinen Ursprung aus der Not kenntlich macht, gelegentlich sogar noch durch seine unregelmäßige Gestalt und die sichtbar geliebene Verzierung und Vergoldung sich als aus kostbaren Tafelgerät roh zurechtgemacht ausweist. Bei weitem häufiger sind die Notmünzen aus ungewöhnlichem Stoff: Zinn, Blei, Messing, Leder, Papier; auch die Form des Geldscheins kommt allmählich auf. Besonders bekannt sind die Geldscheine aus der Zeit der ersten französischen Republik geworden: man hat diese „Assignaten", wie sie genannt wurden, in ungeheuren Mengen weit über die Grenze der Möglichkeit, sie durch richtiges Geld einzulösen, ausgegeben, und die Berichte aus jener Zeit wimmeln von Nachrichten über den raschen Fall des Wertes dieser Scheine, also daß z. B. ein Paar Stiefeln mit 40 000 Franken in solchen Papieren bezahlt werden mußte.

Auch unser liebes Schlesierland hat schon in alter Zeit solche Notmünzen hervorgebracht. In der Not des dreißigjährigen Krieges schlugen die Fürsten und Stände goldene und silberne vieredrige und nur auf einer Seite mit einem Gepräge versehene Stücke, die höchstens ein Sechstel des darauf angegebenen Wertes nach altem Gelde

hatten. Gleichzeitig gab man elende kleine Kupferstücke, die ersten ihrer Art, in Schlesien, aus. Im siebenjährigen Kriege ließen der Kommandant von Cosel und eine Gemeinde des Löwenberger Kreises messingne Geldzeichen herstellen; dem gegebenen Beispiel folgten zugunsten des Klingelbeutels 1800 drei Dörfer im Kreise Lauenban, und in der Franzosenzeit 1807 sind eine Anzahl Gewerbetreibende, besonders in Breslau, auf das gleiche Mittel zur Bekämpfung des Mangels an Kleingeld verfallen.

Alle diese Erscheinungen aber haben nur eine ganz vorübergehende Bedeutung, sind nicht entfernt zu vergleichen mit der Flut von Notgeld, die der Weltkrieg nicht bloß in Schlesien, nicht bloß im lieben deutschen Vaterland, nicht bloß in allen kriegsführenden Staaten, sondern über diesen doch schon ungeheueren Rahmen hinaus auch noch in Schweden, Dänemark, Holland und der Schweiz erzeugte. Wir beschränken daher unsere Betrachtung auf unsere geliebte Heimat Schlesien.

Auch hier war die Ursache für den bald nach Ausbruch des Krieges eintretenden Mangel an Kleingeld das namentlich auf dem Lande und in kleinen Städten zutage tretende Bestreben, durch Zurückhaltung von Bargeld sich irgendwie für die Zukunft zu sichern; daß man damit die wirtschaftlichen Verhältnisse des ganzen Vaterlandes und damit in letzter Linie wieder sich selbst schädigte, erkannte man nicht. Unter diesen Umständen griffen



Notgeldschein der Handelskammer zu Hirschberg und der Riesengebirgsstädte.

gebern wieder eingelöst werden. Eine amtliche Denkschrift vom 23. November 1914 berechnet, daß bis dahin in Schlesien von 13 Gemeinden und 5 Privaten insgesamt für 835 000 Mark Notgeld ausgegeben worden ist. Dieses erste Notgeld war in Folge der durch den glücklichen Fortgang des Krieges eingetretenen Beruhigung bereits Mitte 1915 größtenteils wieder eingelöst.

Aber der Krieg ging weiter und immer weiter, und das damit in Zusammenhang stehende Abfließen und Verschwinden der guten Münzen machte alsbald die Ausgabe weiteren Notgeldes erforderlich. Zu den bisherigen traten neue Ausgabestellen: auch kleinere Werke, Fabriken und Güter, wirtschaftliche und kaufmännische Vereine, Sparkassen, Banken, Zeitungen sowie die Gefangenenlager bedienten sich des willkommenen Auskunftsmittels. So schwoll denn die Flut des Bleches und Papieres unheimlich an. Bis zur Stunde dürfte sich die Zahl der Ausgabestellen gegenüber der obenangeführten mindestens verdreifacht haben, und der Gesamtbetrag der ausgegebenen Werte läßt sich auch nicht entfernt schätzen. Ob die Entwicklung abgeschlossen ist,

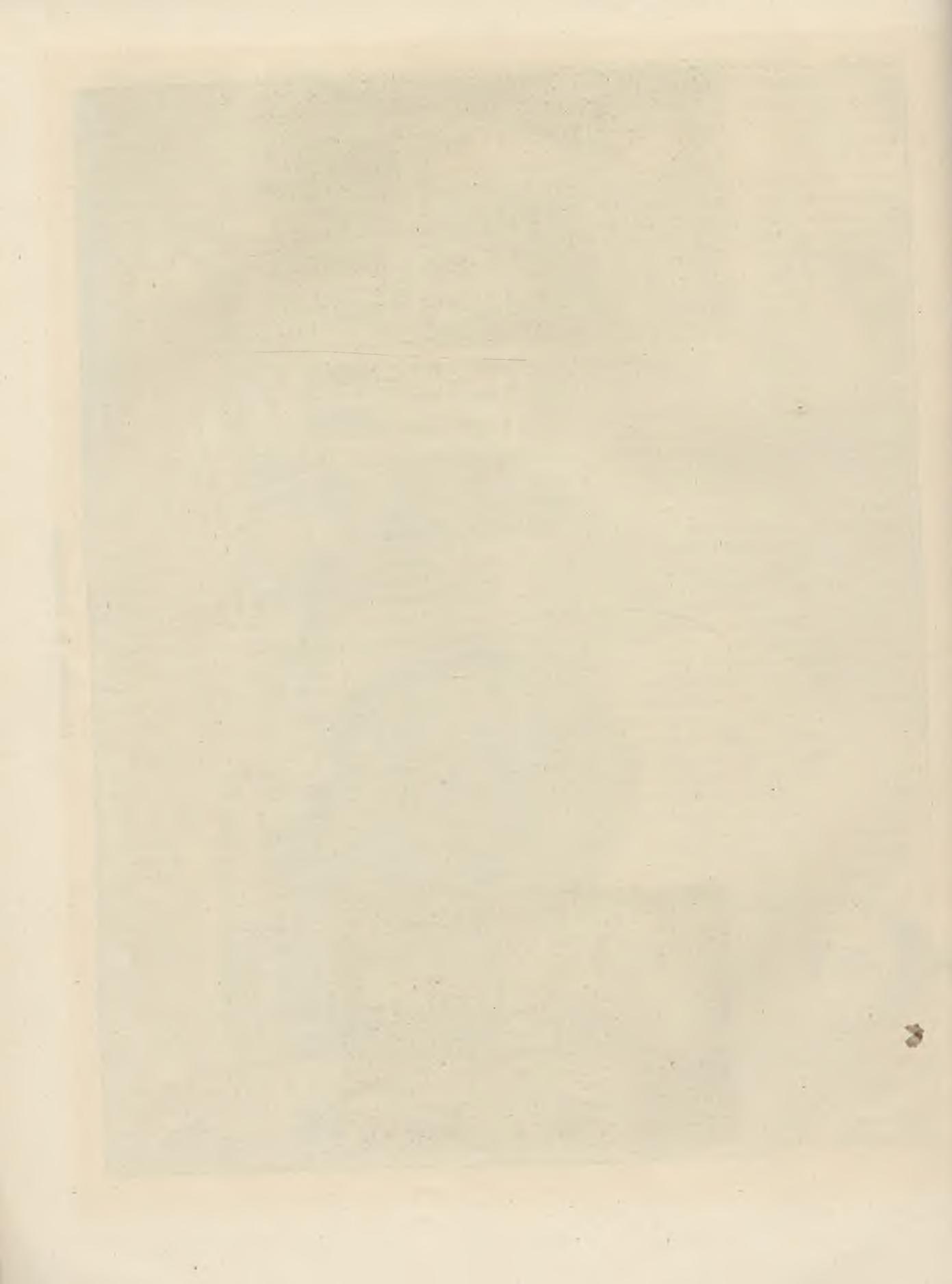
oder ob noch weitere Ausgaben zu erwarten sind, kann nur die Zukunft lehren.

Anfangs hielt sich das Kriegsgeld mit seinen Werten innerhalb der Grenzen des kleinen und kleinsten Geldes. Die meisten Stücke waren auf den Wert zu 5 und 10 Pfennigen ausgegeben, daneben waren noch solche zu





Marktplatz in Volkshain.



50 Pfennigen und 1 Mark gewöhnlich.

Neuerlich ist man dann bis zu einem Pfennig (vereinzelt sogar in Form eines Gutscheines!) hinuntergegangen, hat auch die Zwischenwerte 2, 20, 25 Pfennig stärker herausgegeben u. Scheine zu 5, 10, 20 Mark in Verkehr gesetzt. Eine seltsame Erscheinung ist der Gutschein

der Stadt Konstadt zu 14 Pfennigen. Das Metall des Notgeldes ist meist Zink, das man an einigen Orten zur Unterscheidung der verschiedenen Werte gelb gefärbt hat; gleichem Zweck dient anderwärts die eckige Gestalt, auch drei- und viereckige Papiermarken kommen vor. Die eigentlichen Gutscheine ähneln häufig dem staatlichen Papiergeld, aber auch ebenso oft Quittungen, Theaterkarten u. dergl.

Die Darstellungen sind durchweg einfach, aber geschmacklos, gleichmäßig beim Notgeld wie bei den Gutscheinen. Das erstere mit seinen großen Wertziffern, sonst nur mit der Angabe der Ausgabestelle ausgestattet, hat meist eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Biermarken, die Scheine sind zum Teil handschriftlich, allenfalls unter Zuhilfenahme einer Kopiermaschine hergestellt und nicht immer mit einer Unterschrift oder einem Stempel versehen. Ihre Wappen zeigen nur einige Städte: Breslau, Bunzlau, Frankenstein, Landeshut, Oels, Sagan, Strehlen. Die Handelskammer für die Kreise Hirschberg und Schönau bot zuerst eine hübsche Ansicht des Riesengebirges, die leider durch die giftiggrüne

Farbe des Bildes unheimlich ward; weniger gut wirkt, wiederum durch die Farbe, die neue Ausgabe mit der Koppe über dem großen Teich. Glogau zeigt sein freundliches Stadtbild mit der mächtigen Eisenbahnbrücke im Vordergrund, und Neisse prangt mit seinem großartigen Stadthaus; Trebnitz vereinigt Rathaus und Kloster mit dem bei der



mütige Inschrift: „Es war einmal.“ Sonst finden sich nur noch ab und zu ein Reichs- oder schlesischer Adler, ein Eisernes Kreuz, selbst die rein zeichnerische Ausstattung ist überaus dürftig; nur Ratibor hat einen Entwurf, der hierin auch das Schönheitsgefühl befriedigt.

Es mag zugegeben werden, daß die allgemeine Zeitlage, die Beschränkung in der Auswahl der Arbeitskräfte und die wohl meist gebotene Eile bei der Herstellung des Notgeldes starke Entschuldigungsgründe für die unansehnliche, ja häßliche Gestaltung und Ausführung der weitaus überwiegenden Menge unseres Kriegsgeldes darstellen. Trotzdem: mußte das sein? Besitzen wir nicht in zahllosen Stücken dieser Art aus anderen deutschen Gemeinden Zeugnisse von Kunstsinne nicht nur, sondern auch von Humor, der das Unerträgliche mit einem Scherz sich erleichtert, und von Zuversicht, die zu treuem Durchhalten mahnt? Man sagt uns Schlesiern doch einen starken Heimatsinn, einen besonderen Reichtum an Gefühl wie an harmlosem Witz nach, und unsere Kunst „Verschel“ zu machen ist weit berühmt.

Konnte nicht etwas derartiges auch in unserem Notgeld zum Ausdruck gelangen? Wieder einmal eine verpaßte Gelegenheit, für unser draußen so wenig gefamtes Vaterland Stimmung zu machen. Nebenher ist diese Knauserie auch höchst unwirtschaftlich.

Unser schlesisches Altertümernmuseum in der Graupenstraße zu Breslau sammelt zwar



alles schlesische Notgeld und ist für jedes Angebot ihm noch fehlender Stücke dankbar. Aber hübsch ausgestattete Notmünzen, Gutscheine mit einem lustigen Einfall hebt sich jeder gern auf: ein Lichtblick in ernster Zeit, eine heitere Erinnerung an das Schwere, das wir durchmachen. Mit einem solchen Erzeugnis, von dem sie nicht viele Stücke einzulösen braucht, macht also die ausgebende Gemeinde stets ein glänzendes Geschäft. So ist z. B. die Prägung von Crailsheim in Franken mit der allerdings derben, aber in ihrer Kleinheit kaum noch anstößigen Darstellung jener Frau Bürgermeisterin, die die zum Sturm auf die Stadt sich anschickend n Landsrechte durch den Anblick ihrer unverhüllten Rückseite in die Flucht schlägt, geradezu leidenschaftlich gekauft worden. Und die

hübschen Arbeiten de Würzburger Künstlers Hans Schießl, der zahlreiche Gemeinden nicht nur seiner bayrischen Heimat ihre hübschen Scheine verdanken, und der auch das oben erwähnte Trebnitzer Blatt gefertigt hat, befriedigen auch ein verwöhntes Auge.

Serner sei es, daß wir aus dem Bedauern, unsere art schönen Münzen sonst so reiche Heimat auf diesem Gebiete so kläglich vertreten zu sehen, den Wunsch herleiten, es möge uns Gelegenheit geboten werden, durch weiteres Notgeld diese Lücke auszuweken. Im Gegenteil! Wir schließen mit dem innigen Wunsche, daß das Notgeld bald der Vergangenheit angehören und Ordnung und wenigstens ein kleiner Schimmer alten Glanzes wie auf anderen, so auch auf diesem Gebiete bei uns einziehen möge.



De Wurscht ohne Brut.

Von Marie Merlein.



Wie dar Bänsch miet Weib und Kindern
Obens im a Tlesch rim soassa
Und zur Knoblochwofferuppe
Creuge Schoalkartuffeln passa,

Fung a wieder, wie schund uffte,
's alde, liebe Thema oan,
Doff se iberesch Soahr zum schlachta,
Ganz bestimmt, a Schwein warn hoan,

„Dann hoot's Fleisch und Wurscht eim Hause,
Fetts zum macha und uffs Brut.
Abgemacht, ich keef a Ferkel!
Und zum Futter'n Mähl und Schrut.“

Su woas hierta olle gärne,
Und dar zahu Soahr alde Paul
Schluckte schund, as tät a's schmecka,
Und belackte siech 'is Maul,

Und a soate: „Wenn wer schlachta,
Tu ich doch derheeme blein,
Ich sah zu und half 'im Fleescher,
Und laß Schule — Schule sein!

Und ich aß ei eenem Biega,
Aß und aß mich nudeldicke;
Fufza lange Wurschte aß ich
Und doch Fleisch a großes Stücker.“

Und a sprach sich ei a Eifer,
Und a wurde kupperat:
„Alle Tage aß ich Wurschte
Und dazu kee Stücker Brut!“

Bänsch dar drohte miet 'im Finger:
„Kumm mer oek, na, doas wär' schleu!
Eigeteelt wird jeder Bissa,
Teuer kimm a Schwein zu stiehn!“

Duch dar Paul munierte wetter:
„Bluß oan Wurscht aß ich mich soat,
Ohne Brut, wie Ruppel's Junge,
Aßu mach ich's akkerat!“

„Ohne Brut?! Du Sapperlöter!“
Bänsch sproang uff wie nich gescheut,
Zug a Paul vum Scheemel runder,
Und a hoot 'in durchgebläut.

Und beim lehta Koopstük soat a:
„Du infames Räudel du!
Ohne Brut! Moarisch, ei de Kommer!“
Und a schmieß de Tiere zu.

Und dar Paul schrie ei dar Kommer,
Hoalb eim Truge, hoalb ei Wut:
„Groade aß ich, wenn wer schlachta,
Zu dar Wurscht kee Stücker Brut!“

Und a fleunte laut und lange,
Flennte, doß dar Boock ihn stieß,
Bis de Mutter dann da Junge
Ei's Geniste krieha hieß.

Goot, de Zeit vergieht eim Fluge. —
Fufza mag dar Paul is sein,
Bänsch sprach uffte noch vum schlachta,
Doch se hoan bis heut kee Schwein.



In einer jener gemütlichen Kretschmereien, wie sie Altbreslau in so großer Zahl besitzt und wo man selbst in der knappen Kriegszeit für erträglichen Preis immer noch ein wohlgeschmeckendes und sättigendes Abendbrot bekam, saß Gottlieb Berendt, Student der deutschen Sprachwissenschaft im neunzehnten Semester. Auf den Holzbänken rings um die schweren Eichentische hockten Bürger und Feldgraue, Männlein und Weiblein aller Altersstufen, Nationale und Sozies, Zentrumsleute und Demokraten dicht gedrängt, ließen Speise und Trank sich munden und drochen den üblichen Abendstakat. Der brenzliche Geruch brennender Waldkräuter entstieg den kurzen Pfeifen, er mengte sich mit dem eigenartigen Dufte der Freimaurerzigarren — die bekanntlich mit den Schwarzkünstlern nichts zu tun, sondern davon ihren Namen haben, daß nur ein Maurer sie im Freien rauchen kann und darf — er stieg als weißgrauer Nebel an der gebräunten Wandtäfelung empor und hing als schwankende Wolkenschicht an der Balkendecke . . .

„Nun, schöne Eulalia, was haben Sie mir heute Gutes zum Abendbrot aufgehoben?“ fragte Berendt die dralle Kellnerin, die eben ein Glas Malzbier vor ihn setzte.

„Pfui, Herr Doktor, wie können Sie mir bloß immer so gräßliche Namen geben! Nun bekommen

Sie aber auch die Knoblauchwurst mit Sauerkraut nicht, die ich Ihnen zudachte!“

„Aber beste Rosalie, ereifern Sie sich nicht! Das ist doch Ihre eigene Schuld! Warum wollen Sie mir auch nie Ihren wirklichen Rufnamen nennen!“

„Weil er zu gräßlich altmodisch klingt! Oder finden Sie Olga etwa schön?“

„Na, häßlich klingt er gerade nicht, aber warum nennen Sie blonde Germanenjungfrau sich nicht Helga, woraus die Russen das Ihnen so altmodisch klingende Olga verstümmelten?“

„Helga? Das klingt nicht übel und ist apart!“

„Na, also! Und nun seien Sie keine streitbare Walfüre, Helga Hildegard, und bringen Sie mir die bewußte Knoblauchwurst — oder soll ich Ihnen noch die schöne Geschichte von Helga und Hunding erzählen, damit ich einen besonders großen Kringel bekomme?“

„Nein, nein, ich habe jetzt keine Zeit, Herr Doktor!“ — und damit enteilte sie zur Küche, nicht ohne vorher lachend der im Ofel sitzenden dicken Schenkmaid von ihrer Umtaufung berichtet zu haben . . .

Der Stak an der Tischdecke war inzwischen beendet; der Gefreite vom Soldatenrat wischte sich den Schweiß aus den Stirnrunzeln, welche die Anstrengungen des ungewohnten Regierens und des täglichen Dauerstaks vertieft hatten; sein Nachbar steckte nachlässig die gewonnenen Scheine in die Westentasche.

„Können Sie, Herr Doktor, vielleicht auch mich von meinem Namen erlösen?“ fragte der Dritte, sich zu Berendt kehrend, „ich heiße nämlich — Gott verzeihe es meinen Eltern — wirklich und wahrhaftig Ochs! Da heißt es nun, spiele ich angeblich falsch: „Der Ochs hat schlecht zugegeben!“ gewinne ich, habe ich ein „Ochsenenglück!“ Und bei der letzten Wahl schrie mir ein Wahlanreißer zu: „Ochs, haste auch den richtigen Zettel?“ Da soll doch der Teufel drein fahren!“ — und er hieb mit der Faust wütend auf die Tischplatte, daß die Karten hochsprangen und die Gläser wackelten.

„Ochs, stoße nicht!“ stichelte der Gefreite.

Alles lachte; Berendt aber begann: „Verehrter Herr Ochs, trösten Sie sich; auch Ihnen kann geholfen werden! Einer Ihrer Vorfahren hat vielleicht ein Wirtshaus zum „Ochsen“ besessen, und die Bezeichnung ist dann zum Familiennamen geworden. Oder, was ebenso haltbar ist, falls Ihr würdiges Geschlecht bis in die ältesten Zeiten hinaufreicht: einer ihrer germanischen Ahnen hieß „Otgis“, das heißt „Speerreich“, und nur eine bedauerliche Entartung dieses schönen, edlen Namens führte zu einer Verwechslung mit dem hörnertragenden Tiere.“

„Na also,“ sagte geschmeichelt der würdige Nachkomme eines Germanenhäuptlings, „man muß sich nur an die richtige Quelle wenden! Jetzt verstehe ich auch, warum ich so viel Bier vertragen kann: „denn die alten Deutschen tranken noch eins, sie tranken immer noch eins!““

„Speerreich?“, meinte lachend sein Nachbar, „darum sticht er wohl auch so oft unsere Trümpfe weg?“

„Halte du nur deinen Mund, Häring,“ entgegnete gereizt Otgis, „ich weiß jetzt, was ich bin! Du aber schwimmst immer noch kläglich im Meere herum oder in der Salzlake!“

„Nicht doch!“ warf Berendt ein, „auch Ihr Freund ist edlen Namens; mit dem jetzt so selten gewordenen Salzfiß hat er gewiß keine Verwandtschaft! Sein Name kommt vielmehr von „Heer“ und bedeutet „Volksgenosse“.“

„Siehst du!“ sagte der Gefreite, hämisch schmunzelnd, „nun wirßt du doch noch zum „Genossen“!“

„Salsch geraten, verehrter Herr mit der dreifarbigem Binde, mein Name weist mich der Volkspartei zu und nicht den Sozis!“

Ein dröhnendes Lachen folgte; der Abgeblitzte aber sagte ablenkend: „Mein Name macht ja, Gott sei Dank, keine Schwierigkeiten und verrät auch mein edles Gemüt: ich heiße Reinherz.“

„Edles Gemüt?“ sprach Berendt nachdenklich und Ringel vor sich blasend, „ich glaube kaum! Diese unschuldig klingenden Namen mit „herz“ sind verdächtig. Einer Ihrer Vorfahren nannte

sich vermutlich Reinhard als Sohn seines Reinhard benannten Vaters; demnach wären Sie eher der Nachkomme eines schlauen Fuchses. . .“

„Unsinn!“ brummte gekränkt der so Belehrt, während Otgis rief: „Ausgezeichnet! Darum spielt der Mensch auch so gerissen!“ . . .

Von dem lebhaften Gespräch und Lachen angezogen, hatte der Nachbarfiß zugehört, und ein stämmiger Feldgrauer schob jetzt einen dicken Kleinen vor: „Doktor, Sie wissen ja alles — können Sie nicht meinen Freund von seiner ständigen Verstopfung befreien?“

„Ich heiße nämlich Hartleib!“ sprach, eine Verbeugung machend, der unglückliche Patient, dessen wohlgenährtes Bäuchlein jedenfalls nichts von dauernden Verdauungsstörungen wußte.

„Nichts leichter als das!“ versetzte belustigt der Doktor, „Sie brauchen nur einen Buchstaben umzustellen, und aus dem allerdings bedenklich klingenden Hartleib wird ein netter Hartlieb, d. h. ein recht lieber Mensch! Vielleicht ist es aber auch eine Entstellung aus „Hartleb“, d. h. stark im Besitzen.“

„Bravo!“ rief der ganze Nebentisch, „August, für die schnelle Kur mußt du eine Runde Körndl geben! Du bist ja, wie du hörst, ein lieber, guter Kerl!“

Der Angeredete zog die Schultern hoch und winkte abwehrend mit den Händen: „Nee, nee, liebe Freunde und Gönner, ich erinnere mich jetzt genau, daß meine Vorfahren Hartleib hießen, deshalb halte ich aus Familientradition am Besitz fest und 's Portemonnaie zu!“

„An dem aber,“ fuhr er, auf den Feldgrauen weisend, fort, „wird sicher Ihre Kunst zuschanden, Doktor; der hat keinen Namen und existiert überhaupt nicht: er heißt nämlich „Niemand“!“

„Ein schöner und bedeutungsreicher Name, meine Herren!“ entgegnete der Germanist, „und nur das niederdeutsche ie für eu und das durch Mißverständnis angeklebte d hindern die richtige Deutung. Ihr Vorfahr ist unzweifelhaft einst aus Nordwesten nach Schlesien eingewandert und von den im slawischen Osten bereits Angesiedelten als „Neumann“ d. h. Neugekommener bezeichnet worden. Die Polen sagen dafür Nowak, ein neben der Kurzform Noak in Breslau bekanntlich recht verbreiteter Familienname.“

„Niemand, Mensch! nun hast du also wirklich auch einen Namen und bist kein bloßer Schein mehr!“ frohlockte der Dicke, „das muß begossen werden! Wer ist dafür, daß Niemand eine Lage schmeißt?“ Alle Hände erhoben sich.

„Ich bin damit durchaus einverstanden,“ sagte der Nachkomme des Eingewanderten, „da nach Eurem Beschlusse niemand eine Lage bezahlt, kann natürlich Niemand keine Ausnahme machen!“

Sprach's und setzte sich lachend wieder zu seinen Statbrüdern, die ihn erst verblüfft ansahen und dann in das Gelächter der anderen einstimmten.

„Übrigens,“ wandte sich Berendts Nachbar zu ihm, „hier verkehrt ein Reisender Person; ist das nicht ein komischer Name? Wir sind doch schließlich alle Personen!“

„Und doch ist er eine besondere Person; denn seine Vorfahren stammten aus Holland und hießen Piersohn, d. h. Peters Sohn; da können Sie ihm gleich bei der nächsten Zusammenkunft Person und richtige Betonung verleihen! Doch meine Wurst wird kalt, und ich bitte um Essenspause!“ Damit vertiefte sich der Germanist eingehend in die vor ihm stehenden leiblichen Genüsse.

Nach beendetem Mahle lehnte er sich behaglich zurück, strich den Schnurrbart, tat einen kräftigen Schluck und hub wieder an. „Wenn ich Sie, verehrte Herren, noch einmal in Ihrem Stat stören darf, möchte ich zum Dank für das meiner Wissenschaft gewidmete Interesse Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Mit den Namen ist das, wie Sie sehen, eine verwickelte Sache. So mancher z. B., der heute den bedenklichen Namen Bierente führt, hat keine Ahnung davon, daß er mein Namensvetter ist und, schließlich Bernhard heißend, nicht stark im Vertilgen des Bieres, sondern stark wie ein Bär ist! Und meine Geschichte wird Ihnen zeigen, zu welcher tragischen Verwicklungen solch üble Namen führen können.“

„Da waren einmal zwei Studenten, Schulfreunde und Söhne ehrbarer Bürger; ihr eigener und ihrer Väter Ehrgeiz war, einst an dem grünen Tische der Regierung zu sitzen, wo über vieler Wohl und Wehe entschieden wird. Der eine hieß Baumotte (sprich Bomött), der andere leider Dreemann, und der Name war es, der ihren Lebensweg trennte. Baumotte wurde auf dem Gymnasium wegen seines vornehm klingenden französischen Namens von den Mitschülern ehrfurchtsvoll angestaunt; er selbst bezeichnete sich als Nachkomme von Refugees und munkelte von abgelegtem Adel und Ahnenschlössern in Frankreich. Sein Lieblingsgedicht war Chamisso's

„Schloß Boncourt“, das er oft wehmütig zitierte. Sonst leistete er in den Wissenschaften nicht allzu viel. Dreemann aber wurde wegen seines üblen Namens trotz eifrigen Strebens und peinlichster Sauberkeit von den Mitschülern verachtet und gefoppt; oft mußte er seinetwillen grimme Saustkämpfe ausfechten. Beide besuchten nach bestandnem

Examen dieselbe Universität und meldeten sich beim gleichen Korps, um so die erste Stufe zum hohen Staatsbeamten zu erklimmen. Stud. iur. Baumotte wurde sofort angenommen; zu stud. phil. Dreemann aber sagte der erste Chargierte, indem er im geheimen bedauernd die stämmige Gestalt des Suchses musterte, das Korps bedauere, ihn ablehnen zu müssen; sein Name sei für eine feudale Verbindung doch etwas anstößig! Da verfluchte der mit ewigem Makel Belästete den Tag seiner Geburt und trat grollend in einen wissenschaftlichen Verein ein. Das Schlimmste aber war, daß beide sich in dasselbe Mädchen verliebten — so blond und schön, wie Sie, liebe Helga, nur etwas ätherischer —! Und Baumotte stach trotz seiner dürftigen Sigur mit bunter Mühe und wohlklingendem Namen den unseligen Nebenbuhler alsbald aus. Voll Verzweiflung stürzte sich Dreemann in sein Fachstudium und wurde so nach einigen Semestern mit mir, dem damaligen Senior des germanistischen Seminars, bekannt. Mich dauerte sein trauriges Los, als er mir sein gequältes Herz ausschüttete, ich interessierte mich für den Fall, grübelte, suchte in Namensverzeichnissen und alten Urkunden — und siehe da: aus dem häßlichen Dreemann wurde ein Dree Gefmann, auf hochdeutsch Dreieichmann! Sofort beantragte der Glücklichste die kleine Umgestaltung seines Namens und erlangte sie auch als Nachkomme eines westfälischen Bauerngeschlechtes, das an Alter manches Adelsgeschlecht übertraf. Was war aber jener Urenkel eines alten französischen Adelsgeschlechtes? Das Französische kam mir gleich etwas sonderbar vor — ich las den Namen schlicht deutsch, und bei richtiger Silbentrennung entpuppte sich ein Baum=Otte (also ein Geistesverwandter des berühmten schlesischen Aufbaumkrause!), und nur die Eitelkeit eines Vorfahren hatte dem alten, ehrlichen deutschen Namen französische Klangfärbung verliehen! Und nun wurde, wie in einem richtigen Roman, alles gut: Dreieichmann verlobte sich mit der blonden Geheimratstochter, wurde Studienassessor, ahnenstolz und ein riesiger Streber! Baumotte aber verbummelte und

soll jetzt, mit einer Kretschmertochter verlobt, Anwartschaft auf die Wirtenschaft des Schwiegervaters haben. Vielleicht nennt er dann seine Schenke in dunkler Erinnerung „Zum Baum=Otte“!

„Doch die Uhr zeigt 9, und ich muß zusehen, wo ich vor Zapfenstreich noch einen besseren Tropfen finde! Guten Abend, meine Herren!“





Dom Oderwald und Oderland.

Von Georg Hallama.

Mit 4 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Jeder Fluß hat sein eigenes Gesicht und seine eigene Gewandung. Die Donau trägt ein silberschimmerndes Kleid von unermesslichen Weidenwäldern, die Oder das ernstgrüne reifenhafter Eichenwälder. Die sind in solcher Pracht so bald nicht zu sehen an anderen Flüssen. Die Weistritz kann gerade noch mit der Oder wetteifern, aber sie gehört ja zu ihr. Mitten in den Eichenwäldern, die meilenweit die Oder geleiten, vermählen sich beide zur gemeinsamen Reise durch das Oderland zur Ostsee. Ja, wenn die Flüsse erzählen könnten, was würden sie da nicht alles verraten von dem heimlichen Leben, das ihre Wälder durchpulst, und auch von längstvergangenen Zeiten, wo noch die Germanen in den Urwäldern der Oder mit dem Speer den Bär, den Wolf, den Auerochsen jagten, von den Kämpfen um die vorzeitlichen Burgwälle, deren Reste und Geheimnisse unsere Oderwälder noch heute behüten, und von mancher Sehde, die im Mittelalter in diesen Wäldern ausgefochten worden ist.

Die Zeugen davon sind bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Freilich sind es meist bröcklige Ruinen, wie die Reste der Burg Jelsch, die auf einer alten Oderinsel nahe bei Breslau liegt. Urwaldähnliches Dickicht verbirgt diese Ruine, in der einst vor fast siebenhundert Jahren Herzog Heinrich IV. von Breslau nach verräterischem Überfall gefangen gehalten worden ist. Nur kümmerliche Reste sind von dieser Waldburg übrig, und die sterbenden Waldbäume

schlagen weitere klaffende Wunden in das alte Gemäuer, um das sich niemand kümmert.

Und nicht weit davon wispert und raunt der Eichen- und Buchenwald über der Stätte, wo Burg und Dorf Rücken stand. Jahrhunderte sind vergangen, seit beide vom Erdboden verschwanden. Niemand weiß, wie es geschehen ist. Nur der Oderwald ist als Zeuge jener Ereignisse erhalten geblieben, und die alten knorrigen Recken, die auf so viele Jahrhunderte zurückschauen, wiegen bedächtig ihre gewaltigen Häupter über der Stätte der Erinnerung, und die sinkende Sonne malt zitternde Kringel auf die Blätter der Buchen und Eichen, als wollte sie mit Geisterschrift von dem Tun und Treiben erzählen, das einst hier waltete.

Das sind Streiflichter der Vergangenheit, auch andere, freundlichere gibt es. Da blickt der Wald auf den Bau eines artigen Schloßchens, einer Wasserburg, bei deren Bau man an die Arkadenhallen südlicher warmer Landschaften dachte und der man doch streng gotische Formen gab. Just vor dem großen dreißigjährigen Kriege war es, als man diese Wasserburg Wohnwiz in den Wäldern an der Oder baute, in den Wäldern, die die Burg vor Raub und Zerstörung bewahrten und sie sich bis auf die heutige Zeit als malerischen Schmuck erhielten. Und Mönche zogen durch diese Oderwälder, rodeten sie und erbauten das Kloster, das sich in schwellendem, dem deutschen Walde und Wesen fremden Barock in den Eichenwäldern der Oder erhebt, Kloster Leubus, ein

Bild, hehr und feierlich samt seiner Waldumrahmung.

Auch den Bau anderer Burgen und Schlösser sah unser Oderwald und das Werden der Städte und Dörfer. So blickt dieser Wald auf eine reiche und bewegte Vergangenheit zurück, auf ein Werden und Vergehen, von dem uns nur spärliche Kunde erhalten geblieben ist. Ist es da ein Wunder, wenn wir ein heimliches Schauern fühlen, wenn wir in den gewaltigen Dom dieser Wälder treten, der uns mit den riesigen Säulen der Leiber seiner uralten Riesen-



Wasserburg Wohnwitz bei Nipporn.

bäume und dem üppigen Gewebe seiner grünen Vorhänge umfängt. Es ist etwas Großes, in einem solchen Walde zu wandeln. Was sind die Weidenwälder der Donau dagegen, ein Zwergenvolk im Sumpf, was die Kiefernwälder an den Gewässern der Mark Brandenburg, trockenes, steifes, stelzbeiniges Gelichter.

Nein, nichts geht über unseren Oderwald. Wie majestätisch stehen seine alten Eichen da. Jede hat ein eigenes Gesicht, jede spricht ihre eigene Geschichte. Und nun dazwischen die Buchen, schlank, ernst, aber freundlich mit ihrem Laubgeriesel. Ja, heimlich ist es in diesem unseren Oderwalde, heimlich und so erhebend. Da bleiben alle Sorgen des Alltags daheim, wenn man durch die weiten grünen Hallendieses Waldes wandert, der einen mit seiner Größe frei macht von allem Nichtigem.

Ein Tag in diesen Oderwä-



Herbst im Leubuser Wald.

dern ist ein Gewinn für lange Zeit. Da kann man in der Erinnerung daran zehren. Was gibt es aber da auch alles zu schauen. Man muß freilich aufmerksam mit offenen Augen und fein still durch den Wald wandern. Da wird man reich belohnt durch die Bilder, die sich bieten von den Rehfamilien, die im Walde äßen, den rotfradigen Eichhörnchen, die sich in lustigem Spiele jagen oder zornig und aufgeregt auf den Menschen hinunterschimpfen, der sie in ihrem Treiben stört, und von dem reichen Vogelleben, von den

unzähligen Singvögeln, die in dem dichten Laube unserer Oderwälder ihre Lieder erschallen lassen, von dem Specht, der unermüdlich die Bäume beklopft und sich so bei seinen Opfern feierlich anmeldet. Aber das ist schließlich auch in anderen Wäldern zu finden.

Saft einzig dagegen sind die köstlichen Waldwiesen unserer Oderwälder. Das sind wahre Paradiese an Üppigkeit und Blumenreichtum, ein Labsal für die Augen und für das Gemüt.

Hier eine Wiese, übersät von Tausenden und Abertausenden von Vergißmeinnicht, ein Blau herrlichster mattfarbiger Tönung, dort ein buntes Durcheinander, Sternblumen und Wiesen-schaumkraut wie frisch gefallener Schnee im hohen Grase, gelbe Butterblumen, behäbig breit, Schwertlilien, hoch und stolz, in blaue farbenener Pracht, blaue Glockenblumen und blühende Hollunderbüsche

wie Riesenblumensträuße. Und der wunderbare Wohlgeruch über der bunten Flur, die sobald nicht ihresgleichen findet.

Denn dieses Blumenparadies verdankt seine Pracht den befruchtenden Hochwässern. Oft dreimal im Jahre verwandelt sich Wald und Wiese, die ganze Niederung zu einem unermeßlichen See. Dann wird der Oderwald zur Riesenharfe, auf der die zornigen, aufgewühlten Wässer der Oder eine unheimliche Melodie in lautem Tosen um die alten Eichen spielen. Es ist ein gewaltiges Lied, das in den Wäldern dann weithin ertönt, ein Lied vom Kampf des Elementes mit dem stolzen Walde. Aber der Wald, der jahraus, jahrein diesen Kampf zu bestehen hat, bleibt bis auf wenige morsche Opfer Sieger.

Und was für Landschaftsbilder enthüllen sich dann in unserem Oderwalde! Geradezu zauberhaft wirken die vom Wasser verschlungenen Waldwiesen, die zu Seen werden, auf denen der Wald zu schwimmen scheint. Auf den wenigen Inseln, die das Wasser läßt, sammeln sich die Tiere des Waldes, Rehe, Hasen, Iltisse, Rebhühner, Fasanen; kurz alles, was da krecht und fleucht. Ganze Rudel von Rehen schwimmen dann durch die weite Wasserwüste, die Leitricke an der Spitze, um sich aus der Wassersnot an sicheres Land zu retten. Von wunderbarer

Pracht sind die Sonnenuntergänge auf dem weiten Wasser. Rosenfarben erglänzt da der unbegrenzte Spiegel des Hochwassers, und die Silhouetten der Bäume und Sträucher heben sich, von dem scheidenden Sonnenlichte verklärt, in ungewissen zitternden Umrissen ab. Fast übernatürlich ist der Eindruck solcher Sonnenuntergänge im Hochwasser unseres Oderlandes.

Ebbt die gewaltige Flut ab, dann

wird es wieder still und heimlich in unseren Oderwäldern, und die Natur breitet einen üppigeren Pflanzenwuchs über den Waldboden als zuvor. Als Zeugen der Gewalt der Wässer bleiben freilich die Seen und Lachen zurück, die sich im Laufe der Zeit in den Wäldern gebildet haben. Sie sind ein besonderer Schmuck unserer Oderwälder. Tief vergraben liegen sie im Eichenwalde, herrlich von ihm umrahmt, und die mächtigen Bäume spiegeln sich in den unergründlichen Gluten. Viel Romantik und Poesie umwebt diese unsere Waldseen, die sich in Worten nicht ausdrücken läßt, die man aber fühlt, wenn man in stiller Wehestunde an den Ufern dieser Seen weilt.

Eine köstliche Ruhe herrscht an diesen Gewässern. Nur der Schrei eines Vogels oder das Aufschnellen und Klatschende Versinken eines Fisches stört die beschauliche Betrachtung. Im Herbst sind diese Seen in die Glut des Weinrotes der Eichenwälder getaucht, deren Blätter wie pures Gold herabrieseln, und im Winter wölbt sich der Raureif des Waldes über die kristallene Eisfläche der Seen, auf der der leichtbeschwingte Eisläufer unter surrendem Geräusch dahinfliegt.

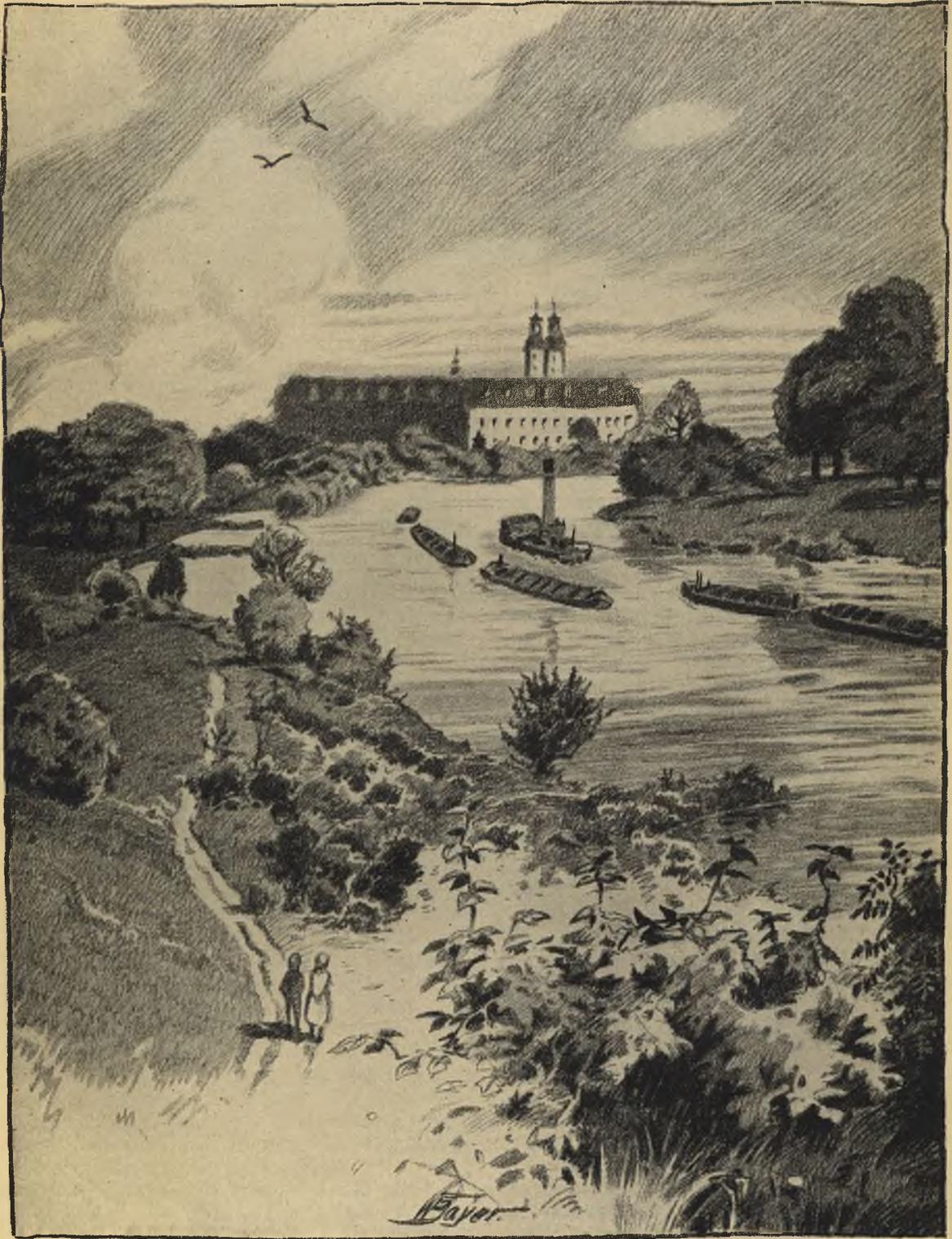
Das ist das Gewand unseres Heimatstromes, der Oder, ihre Eichenwälder, ihre Seen und ihre

alten Stätten. Sonni-ge Höhen mit weiten Blicken über das Oderland erheben sich hie und da über diesen Wäldern, und mitunter schiebt sich auch dunkler Kiefernforst auf hügel-lichen in den Eichenwald ein, und male-ri-sche Häuschen schmiegen sich an sie an. Und alte Städte mit reichen Erinnerungen und vielen alten Bauten winken uns als Raft bei einer Durchwanderung der Oderwälder und des Oderlandes.

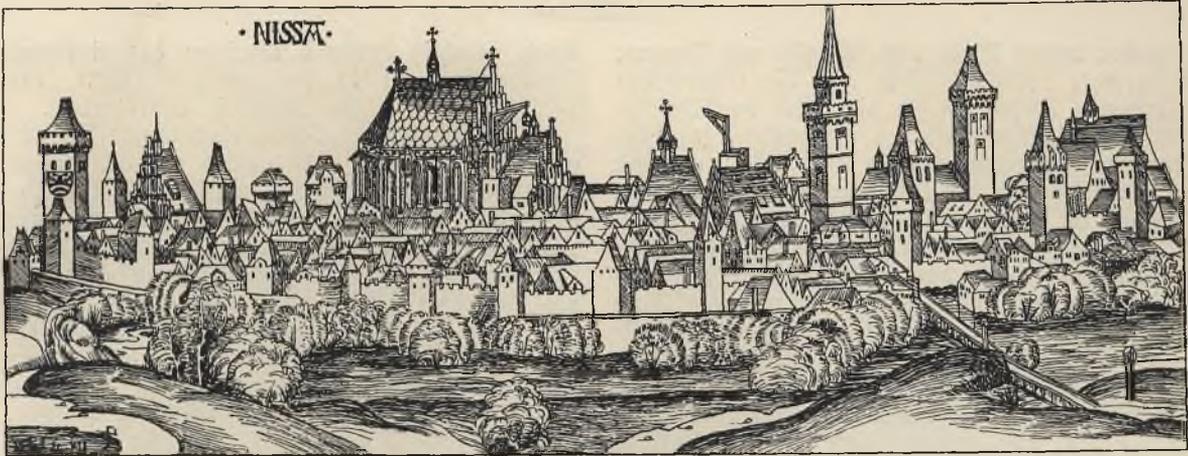


Der Jungfernsee bei Breslau.





Die Oder bei Lebus.



Neiße im Jahre 1493. Aus der Chronik des Nürnberger Stadtphysikus Hartmann Schedel.

Aus der Siedlungsgeschichte der oberschlesischen Städte.

Von Dr. Otfried Schwarzer.

Noberschlesien vereinigt in sich Landschaften von verschiedener geographischer Eigenart, wirtschaftlicher Kultur und geschichtlicher Vergangenheit. Dieser Mannigfaltigkeit der Kulturbedingungen entspricht ein besonderer Reichtum an Städtetypen. Wir finden hier neben dem verlorenen Grenzstädtchen und dem stillen Ackerbürgerstädtchen, dem Mittelpunkt einer kleinen ländlichen Welt, belebte Verkehrszentren von großstädtischem Zuschnitt, die behagliche Beamtenstadt neben der vornehmen Magnatenresidenz, Städte, die der Schimmer einer stolzen und reichen Vergangenheit umweht, neben rauchgeschwärzten, in amerikanischer Eile aufgeschossenen Siedlungsriefen der neuesten Zeit.

Die Städte sind in Oberschlesien, wie überall im deutschen Osten, eine Schöpfung der deutschen Kolonisation. Sie lehnen sich aber örtlich vielfach an die alten Landesburgen an, bei denen ein Markt zu bestehen pflegte. So werden die Oberburgen Oppeln und Cosel bereits 1104, Ratibor 1108, nicht viel später Cost und 1155 auch Ottmachau als Kastellaneien erwähnt. Auch Beuthen, Falkenberg, Nikolai, Pleß, Rosenberg, Steinau und Zülz waren solche Burgorte. Die Kolonisation stellte die alten Siedlungen auf neue rechtliche und wirtschaftliche Grundlagen, indem sie eine Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land schuf. Die Stadt hatte innerhalb der Bannmeile das alleinige Recht zum Gewerbe- und Marktbetrieb und wurde so der Mittelpunkt eines geschlossenen Wirtschaftsbereichs, den sie beherrschte und von dessen Erzeugnissen sie lebte. Durch ihre natürliche Lage geschützte Punkte, an denen sich der Verkehr sammelte, Flußübergänge, Kreuzungspunkte viel-

begangener Straßen übten starke Anziehung auf die Städtisiedlungen aus. Meist erhoben sich dort bereits Landesburgen, in deren Burgbezirk das Weichbild der Stadt vorgezeichnet war. Das Land überzog sich nun mit einem Netz von Städten, um so dichter je fruchtbarer und kaufkräftiger das umliegende Land war. Die Breslauer Bischöfe gingen bei der Kolonisation voran durch die Aussetzung von Neiße und Ujest zu deutschem Recht. Die Stadtgründungen schritten im allgemeinen von Westen nach Osten vor. Troppau, Leobschütz, Ratibor, Steinau und Pitschen sind gleichfalls noch in den letzten Jahrzehnten vor dem Mongolensturm zu deutschem Recht ausgesetzt. Die Städte des Oppelner Herzogtums folgten später, zuerst Beuthen 1254. Im Laufe des 13. Jahrhunderts erhielten alle bedeutenderen Städte Oberschlesiens deutsches Recht, die spätere Zeit hielt nur noch eine Nachlese.

Die bedeutendsten Siedlungen folgen dem Zuge der alten Handelsstraßen, die von Kleinpolen, Ungarn und Mähren her dem Mittelpunkt Schlesiens, der Handelsmetropole Breslau, zustrebten. Namentlich zogen die Stellen am Oderstrom, wo hohe feste Ufer zur Ansiedlung und zum Übergang einluden, den Verkehr auf sich. Hier sind auch die beiden Hauptstädte des alten Oberschlesien erwachsen. Die Stadtanlage von Ratibor zeigt, daß für die Entwicklung der Stadt vor allem die Straße von Mähren her (über Troppau) und die im Vorlande des Gebirges von Neiße heranziehende Straße von Bedeutung waren, die sich hier mit der Straße des Odertales und den Straßen vom Jablunkapass (Ungarn) und von Polen her kreuzten. Über

Ratibor kamen Wein und Metalle aus Ungarn, umgekehrt polnisches Salz und die Waren des Nordens. Wesentlich für die Blüte von Ratibor war die Nachbarschaft des gesegneten, früh besiedelten Lößgebietes links der Oder, weniger die hier beginnende Schiffbarkeit des Stromes. Bis ins 16. Jahrhundert war Ratibor die Hauptstadt eines selbständigen Herzogtums, deren Bedeutung aber früh durch die Abspaltung verschiedener Territorien gemindert wurde. Noch wichtiger war für den Handelsverkehr des Mittelalters der Oderübergang von Oppeln. Hier überschritt die Straße Breslau—Kraufau den Strom, die Hauptlebensader des Breslauer Handels mit dem Osten, hier gewann auch der von Ratibor kommende Verkehr die Straße nach Breslau, von Oppeln strebten außerdem in nördlicher Richtung Wege nach den großpolnischen Gebieten. Oppeln ist das älteste landschaftliche Zentrum Oberschlesiens, dessen Name schon in einer Handschrift des 10. Jahrhunderts in dem Namen des Gaus der Opolini anflingt. Seit 1273 ständige Residenz eines Herzogs blieb es der bedeutendste ober-schlesische Herzogssitz bis zum Aussterben der Piasten und bewahrte seine historische Stellung als Hauptstadt Oberschlesiens bis auf den heutigen Tag. Weniger entwicklungsfähig erwiesen sich die beiden anderen Brückenstädte der Oder, über welche sich nur ein untergeordneter Verkehr von den Städten des Gebirgsrandes her nach Polen bewegte. Krappitz, vielleicht das Karobunum der römischen Bernsteinstraße, ist erst um 1350 als Stadt ausgelegt, auch die alte Feste Cosel kam nie recht empor, obwohl sie zeitweise Hauptort eines selbständigen Territoriums war.

Geringe Uriebkräfte für das Gedeihen von Städten bot das weite Waldgebiet nördlich und östlich von Oppeln. Die nächsten Weichbildstädte in dieser Richtung, Rosenberg und Lublinitz, Stützpunkte des Verkehrs von Oppeln nach Nordpolen, liegen über 40 km von der Hauptstadt entfernt. Wichtiger waren sie als Stationen einer Handelsstraße, die von Breslau über Namslau—Kreuzburg auf Kraufau zog. In ihrem wirtschaftlichen Bereich durch die Dürftigkeit des Bodens beeinträchtigt, zogen sie dafür Vorteil aus dem Grenzhandel mit Vieh und anderen Erzeugnissen Polens, der die gegenüberliegenden Zollstätten belebte. Dieser Grenzverkehr sicherte im Mittelalter auch den erst spät aus dem Dunkel auftauchenden Städtchen Woischnik und Landsberg eine breitere Lebenshaltung als heut. Sie siedelten sich auf schmalen Streifen besseren Ackerlandes zwischen dem Waldgebiet und der Landesgrenze an, in dessen Nutzung sie heut ihr Genüge finden. Als Stützpunkt des Verkehrs zwischen Oppeln und Lublinitz, Rosenberg und

Groß Strehlitz entstand inmitten der einsamen Waldungen, erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das Städtlein Guttentag.

Ein behäbigeres Städtelieben konnte sich dagegen in der dem Waldgebiet nördlich vorgelagerten Kulturlandschaft entwickeln. Die Besonderheit dieser Landschaft beruhte in ihrer Stellung als vorgeschobener Posten Mittelschlesiens, eingezwängt zwischen Großpolen und das Oppelner Fürstentum. Auf engem Raume sind hier im 13. Jahrhundert drei Städte erwachsen. Schon 1230 Pitschen, das „ober-schlesische Nürnberg“. Es deckte den Übergang der Straße Breslau—Wielun über die Prosna. Seine auffallend geräumige alte Pfarrkirche erinnert noch heut an Zeiten größerer Bedeutung. Hauptort des zum Fürstentum Brieg gehörigen Ländchens wurde jedoch des 1253 von den Breslauer Kreuzherren angelegte Kreuzburg am Stober vermöge seiner günstigen Lage an der Kreuzung wichtiger Straßen vor dem Eintritt der Straße Breslau—Kraufau in das Rosenberger Waldgebiet, abseits von den Gefahren der Grenze. Unter der Nachbarschaft von Kreuzburg litt auch das 1261 vom Herzog zwischen Namslau und Kreuzburg angelegte Konstadt (ursprünglich Fürstenthal), obwohl es in einer reicheren Umgebung fußte, auch nachmals als Mittelpunkt eines kleinen, zum Fürstentum Oels gehörigen Territoriums eine gewisse selbständige Bedeutung gewann.

Mit einem ziemlich gleichmäßig verteilten und dichten Netz von Städten bedeckte sich das Gebiet südlich der großen Waldungen an Stober und Malapane. In ihm treten zwei Siedlungszonen hervor, getrennt durch einen städtelosen Strich bewaldeten Landes. Die höhenchwelle der nördlichen Siedlungszone trug die Haupt-handelsstraße Breslau—Kraufau, die von Oppeln südostwärts auf Bendzin zog und zu welcher auch Straßen von Krappitz und Cosel heraufstiegen. An der Einmündung der Krappitzer Straße, auf der Nordseite des ober-schlesischen Muschelkalkrückens, liegt Groß Strehlitz, dessen von alters her bevorzugte Lage sich durch Sunde von Römermünzen in der Umgebung kundgibt. Reiches Ackerbaugelände im Südwesten der Stadt und die Kalkbrüche der Umgebung gaben ihrem Gedeihen eine festere Grundlage, als sie das benachbarte Cost besaß, gleichfalls eine Weichbildstadt, aber wie Peiskretscham ohne nennenswerte Bedeutung, obwohl in Cost zeitweilig eine Linie der Piasten residierte. Die Burg Cost bewachte den Übergang der Straße über den Muschelkalkrückens, bei Peiskretscham überschritt dieselbe die Drama, nahm eine Seitenstraße von Cosel her auf und entsandte südwärts eine Abzweigung

auf Gleiwitz. Alle drei Städte erscheinen als solche erst im 14. Jahrhundert. Den ersten Rang unter den Städten dieses Straßenzuges und im östlichen Oberschlesien überhaupt nahm das schon 1254 mit Stadtrecht begabte Beuthen ein. Es war zeitweilig der Hauptort eines bis Cosel und bis vor die Tore Krafau ausgedehnten Territoriums und wurde erst im 15. Jahrhundert durch die Vordrängung der polnischen Grenze zur Grenzstadt. Seine wirtschaftliche Blüte gründete sich auf den schon 1136 in dieser Gegend nachweisbaren, aber bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts wieder erlöschenden Bergbau auf Silber und Blei und auf den Handelsverkehr, den die Kreuzung wichtiger Straßen aus den Nachbargebieten hier zusammenführte.

An der Straße, die von Peiskretscham aus der verkehrsreichen polnischen Zollstätte Auschwitz zustrebte, entwickelte sich als Brückenstadt an der Klodnitz Gleiwitz zum bedeutendsten, hinter Beuthen freilich weit zurückstehenden Ort. Die Lage seiner Stadttore weist auf einen von alters her regen Verkehr mit Beuthen und Ratibor. Berühmt waren seine Hopfenmärkte. Gleiwitz wird zuerst am Ende des 13. Jahrhunderts als Stadt erwähnt. Viel jünger sind Nikolai und Berun, jenes auch vom Verkehr von Beuthen nach Teschen berührt, vom Vieh- und Salzhandel lebend, dieses ein bescheidenes Ackerstädtchen, dem als letzter Raststation im schlesischen Gebiet eine gewisse Bedeutung zukam.

Die Stellung, die heut Kattowitz im Bahnverkehr mit den polnischen Nachbargebieten einnimmt, sicherte im Zeitalter des mittelalterlichen Handels dem Städtchen Myslowitz, am Prosnaübergang auf Bendzin und Siewierz hin, ein bescheidenes Gedeihen. Es wurde bereits im 15. Jahrhundert der Mittelpunkt einer selbständigen Herrschaft.

Zu erwähnen sind noch im äußersten Westen der nördlichen Siedlungszone die kleinen Städte Ujest und Leschnitz, ersteres ehemals das Zentrum eines bischöflichen „Haltes“, letzteres damals wie heut der Rastort für die zum Annaberg wallfahrenden Pilger. Ihr Stadtrecht reicht in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zurück, doch war ihre Verkehrsbedeutung immer nur eine geringe, ihr eigentlicher Lebensquell vielmehr der fruchtbare Lößboden, der hier den westlichen und südlichen Abhang des Muschelkaltrüdens bekleidet.

In der südlichen Siedlungszone erwachsen die meisten Städte am Südrand der großen Waldungen längs der Straße Ratibor—Auschwitz an den Punkten, wo die von Gleiwitz, Beuthen und Bendzin südwärts führenden Wege beim Austritt aus den Wäldern verkehrshemmende

Wassersläufe überwinden mußten, um sich dann nach der mährischen Pforte und den Karpathenpässen hin zu gabeln: Rybnik, dessen wirtschaftliche Grundlagen der Fischeichthum seiner zahlreichen Teiche und die Eisenerzeugung seiner Umgebung waren, gegenüber Oderberg, Sohrau, wehrhafter und als Stadt bedeutender, gegenüber von Teschen, und Pleß, um eine alte Sumpfburg entstanden, sein Gesicht gegen Auschwitz und Bielitz-Biala wendend. Pleß überragte als Hauptort der gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstandenen gleichnamigen Standesherrschaft wohl die Weichbildstädte Rybnik und Sohrau, eine kräftige wirtschaftliche Entwicklung aber mußte auf dem kargen Boden dieser Landschaft allen versagt bleiben. Günstiger beanlagt war in dieser Beziehung die von Löß bedeckte Hochfläche, auf der sich das Ackerstädtchen Loslau an der Straße Rybnik—Oderberg und Ratibor—Teschen schon im 13. Jahrhundert eingenistet hatte und sich zum Hauptort einer kleinen Minderherrschaft entwickeln konnte.

Oberschlesien links der Oder wird, abgesehen vom Salkenberger Waldgebiet, von ergiebigem Ackerland eingenommen, auf welchem eine reiche Saat von Stadtsiedlungen aufzugehen vermochte, viel dichter als im rechtsufrigen Teile des Landes. Auf 12 bis 15 km nähern sich hier vielfach die Städte einander. Der natürliche Reichtum der Landschaft, die Kaufkraft der Bauernbevölkerung sind von jeher eine kräftige Quelle des städtischen Wohlstandes gewesen. Auch im Mittelalter waren die Städte am Gebirgsrande, an der Straße Neiße—Ratibor, die angesehensten. Im damaligen Verkehr trat jedoch dieser Straßenzug an Wichtigkeit zurück hinter den Straßen, welche von Böhmen und Mähren her aus dem Gebirge traten und nordwärts über Strehlen, Brieg und Oppeln der Landeshauptstadt zustrebten. Wie im Osten Krafau, so waren hier Troppau und Neiße Richt- und Sammelpunkte des Verkehrs.

An den Schnittpunkten mit den von Troppau auf Oppeln und Neiße führenden Straßen erhoben sich die kräftigsten Stadtsiedlungen dieses Gebietes, Leobschütz und Neustadt. Leobschütz, wo die Straße Jägerndorf—Cosel die Zinna überschreitet, ist noch vor dem Mongolensturm gegründet als nördlichster Vorposten des damaligen mährischen Landes und wurde in seinem Stadtrecht das Vorbild für eine ganze Reihe mährischer Städte. Es ist der Mittelpunkt des gesegneten Lößgebietes zwischen Oder und Gebirgsrand, das durch seine Waldarmut schon früh zur Besiedlung lockte, und wurzelte selbst mit stattlichem Grundbesitz in dieser Landschaft. Halbwegs zwischen Leobschütz und Krappitz am hohen Ufer der Hohenplöz, wo eine Landes-

burg das Tal beherrschte, wurde 1275 als Gegenstück zum mährischen Leobschütz im Fürstentum Oppeln die Stadt Oberglogau angelegt, konnte sich aber nie mit der besser ausgestatteten Nebenbuhlerin messen. In dem Landstrich zwischen Oder, Hohenploh und Oppa sind sonst nur noch drei kleine Städtchen aufgetaucht: zwischen Troppau und Cosel an den Übergängen über kleine Flüsse Katscher, das Zentrum einer ehemaligen mährischen Enklave im schlesischen Gebiet, und der Marktflecken Bauerwitz, der erst im 18. Jahrhundert städtische Rechte erhielt, ferner im Winkel zwischen unterer Oppa und Oder das schon im 14. Jahrhundert genannte Hultschin, ein stark bewehrtes Städtchen, das den Übergang der Straße Troppau—Oderberg über die Oppa schützen sollte. Neustadt, die Schwesterstadt von Leobschütz, erwuchs in fester Lage um die Burg Wogendryffel als Vorposten des Oppelner Fürstentums gegenüber dem Neiße-Bischofslande und dem mährischen Gebiet. Ein Vorprung des Gebirges schuf hier, wo die Straße Troppau—Neiße aus dem Gebirge tritt, einen bedeutsamen Straßenknotenpunkt. Zu seiner wirtschaftlichen Blüte, deren Grundlage gleichfalls eine reiche Ausstattung mit Grundbesitz bildete, trug vor allem ein reger Handel mit ungarischem Wein und mit Garn bei. Die Nähe von Neustadt und anderer Stadtsiedlungen hemmte das Gedeihen der beiden an der Linie Cosel—Neiße entstandenen Städtchen Steinau und Zülz, von denen das erstere zwar eine der frühesten Stadtgründungen in Oberschlesien ist, aber zeitweilig wieder zum Marktflecken herabsank, das letztere, obwohl an eine der Landesburgen des Oppelner Herzogtums angelehnt, doch erst am Ende des 14. Jahrhunderts als Stadt genannt wird.

Das vom großen Verkehr gemiedene Waldgebiet zwischen unterer Neiße und Oder öffnete sich offenbar verhältnismäßig spät deutscher Stadtkultur, denn Falkenberg, die einzige ältere Stadtsiedlung, zeigt in ihrem von dem Schema der Kolonialstädte völlig abweichenden Grundriß, daß man hier nicht wie sonst eine Stadtgründung von Grund auf vornahm. Den Anhalt bot eine herzogliche Burg am Übergang der Straße Neiße—Oppeln über das Steineflüßchen. Falkenberg war im 14. Jahrhundert Sitz einer piastischen herzoglichen Linie, aber zweifellos die unbedeutendste der ober-schlesischen Herzogstädte. Im Norden von Falkenberg überschritt die Straße Breslau—Oppeln die Neiße bei dem Brückenort Schurgast, einem schon früh erwähnten Flecken, der sein Stadtrecht aber erst der preussischen Zeit verdankt.

Der Anteil Oberschlesiens am ehemaligen Neiße-Bischofslande ist nach Landesnatur und

Geschichte ein Gebiet für sich. Der Zug des Verkehrs knüpfte es an Mittelschlesien, wenn auch Neiße mit Oberschlesien in reger Verbindung stand. Die beherrschende Stellung von Neiße ist erst eine Folge der deutschen Besiedlung. Ursprünglich war Ottmachau der Mittelpunkt des Landes. Seine Burg beherrschte die von Jauernig und Weidenau her auf diese Neiße-furt und weiter auf Breslau zielenden Straßen. Der Ort wurde im 13. Jahrhundert durch die neuen Stadtgründungen im Bischofslande überflügelt und erlangte erst 1347 deutsches Recht. Durch die fortschreitende Besiedlung gewannen die weiter östlich durch die Gebirgspforten von Freiwaldau und Zuckmantel heraustretenden Straßen größere Bedeutung. Wo sie an der Mündung der Biele die Neiße überschreiten und sich mit den von Troppau und von Ratibor kommenden Straßen vereinigen, wurde im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts Neiße angelegt. Neiße war im Mittelalter mit 10² bis 15 000 Einwohnern eine der volkreichsten Städte Schlesiens. Ihre wirtschaftliche Blüte beruhte neben dem Marktverkehr mit der Umgegend auf der Vermittelung des Handelsverkehrs zwischen Wien und Breslau, als dessen Hauptgegenstand österreichische und ungarische Weine genannt werden. Besonderen Glanz verlieh der Stadt ihre Stellung als bischöfliche Residenz. Das Bild Neißes in Schedels Weltchronik von 1493, das unsere Abbildung zeigt, gibt eine Vorstellung von dem imposanten Eindruck der wehrhaften Stadt mit ihren zahlreichen Türmen und ragenden Giebeln, von dem im heutigen Stadtbild nur noch Spuren geblieben sind. Als Vorposten der Hauptstadt am Gebirgsrande und als Feste zum Schutz der Gebirgsstraßen wurde 1268 Ziegenhals gegründet. Dem Gesichtspunkt der Landesverteidigung verdankte auch Patschkau seine Entstehung (1254). Es deckte das bischöfliche Land gegen die Grafschaft Glatz und das herzogliche (Münsterbergische) Gebiet dort, wo die von Reichenstein und Jauernig herkommenden Straßen zusammenliefen. Die mit ihrer Grenzlage zusammenhängende Beschränkung der Stadt auf ein kleines Weichbild beschied ihr nur einen mäßigen Wohlstand. Halbwegs zwischen Neiße und Brieg legte Herzog Heinrich IV. von Schlesien 1268 die Stadt Grottkau an als Ruhepunkt für den von Neiße nach Breslau gehenden Handelsverkehr und als wirtschaftlichen Mittelpunkt wohlhabigen Bauernlandes. Sie kam erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch Kauf zum Bischofslande.

Die Epoche der deutschen Kolonisation war eine Gründerzeit, der in Oberschlesien in bezug auf die Entwicklung der Städte nicht der gleiche Erfolg beschieden sein konnte wie anderwärts.

Die spröde Natur und dünne Besiedlung des Landes, namentlich rechts der Oder, die geringe wirtschaftliche Reichweite der einzelnen Stadt hemmten im allgemeinen die Entwicklung der Gewerbe und des städtischen Marktes. Besser stand es nur in Städten wie Ratibor, Oppeln, Neustadt. Den Kaufmann, der auf den großen Handelsstraßen durch Oberschlesien zog, lud kein kaufkräftiger Markt, kein nennenswertes Angebot eigener Landesprodukte zum Verweilen ein. Die großen Handelsplätze Breslau, Krafau, Olmütz zogen durch ihr Stapelrecht den Ertrag des Groß- und Fernhandels an sich. Mittelbar hatten die ober-schlesischen Städte von diesem Handel allerdings Vorteil als Raststätten oder Zollstätten, wenn der Zoll nicht dem Vogt oder Stadtherrn zustand, und durch das Fuhrmannsgewerbe, das namentlich in den Grenzstädten blühte, ebenso wie der Handel mit polnischem Vieh, Salz u. dgl. Waren. Bei einigen Städten hören wir wohl vom Handel mit ungarischem Wein, Metallen und Landesprodukten wie Garn und Hopfen, Handelsstädte von selbständiger Bedeutung waren jedoch nur Troppau und Neiße. Die wirtschaftliche Schwäche der Städte drückte vielfach auch auf die rechtliche Lage der Bürger. Ihre besten Zeiten sahen die ober-schlesischen Städte im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Hussitenkriege brachten die erste Erschütterung ihres bescheidenen Wohlstandes. Dazu kam mit dem Vordringen der Türken im Südosten und mit der Verschiebung der Wege des Orienthandels ein langsames Dahinsiechen des alten Durchgangsverkehrs. Zugleich vermorschte eine andere Stütze ihres Wirtschaftslebens mit der fortschreitenden Auffaugung des Russtallandes durch die Grundherren und die zunehmende Verfrohnung und Verelendung des Bauernstandes. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen auch das Deutschtum in den Städten zurückging.

Nur ein Zweig des Wirtschaftslebens sah eine neue Blütezeit, der Bergbau auf Blei und Silber, den der hohenzoller Georg von Brandenburg in seiner Herrschaft Beuthen wieder in Aufnahme brachte. Er gründete 1526 und 1561 die freien Bergstädte Tarnowitz und Georgenberg. Georgenberg erwies sich bald als eine verfehlte Gründung, Tarnowitz, der Brennpunkt der neuen Bergbautätigkeit, erreichte um 1570 den Höhepunkt seiner Blüte, dann aber begann auch hier der Verfall des Bergbaues, der des andringenden Wassers nicht Herr zu werden vermochte.

Der Dreißigjährige Krieg vollendete den Niedergang der Städte, auch das stolze Neiße verfiel. In völlig verödetem Zustande kamen die ober-schlesischen Städte an den preußischen

Staat. Neiße, immer noch am bedeutendsten, hatte damals nur noch 5000 Einwohner, dann folgten Neustadt mit noch nicht 3000, Oppeln mit 2400 Einwohnern. Die Fürsorge des großen Königs für die städtischen Gewerbe, namentlich die Leinen- und Tuchfabrikation, hob zwar die Einwohnerzahl der Städte bis zum Ende seiner Regierung allenthalben, zum Teil um 50 Prozent. Am kräftigsten konnten sich immer noch die Städte am Gebirgsrande, Neustadt, Leobschütz, Neiße und Ratibor entwickeln. Auf den Handelsverkehr dieser Städte wirkten dagegen die Grenzfürsorge von 1742 und der Zollkrieg zwischen Preußen und Österreich verhängnisvoll. Die Städte rechts der Oder traf schwerer der Anfall Galiziens an Österreich und in späteren Jahrzehnten die Abschließung Kongreßpolens gegen den Handelsverkehr und die Aufhebung des Freistaats Krafau.

Inzwischen hatte aber die Erschließung der reichen Bodenschätze Oberschlesiens neue Antriebe für das Aufblühen der älteren Siedlungen gegeben und die Grundlagen für die Entstehung neuer Städte geschaffen. Noch in den letzten Jahren des großen Königs ward die Ausbeutung der Blei- und Silbererze der Tarnowitzer Gegend in Angriff genommen, gegen Ende des Jahrhunderts der staatliche Steinkohlenbergbau auf dem besonders ergiebigen Sattelflözzuge südlich von Beuthen eröffnet, woran sich die Errichtung großer Hüttenwerke schloß. In den nächsten Jahrzehnten reiht sich auf dem Sattelflözzug und in seiner Nachbarschaft Schacht an Schacht, immer dichter scharen sich Eisen- und Zinkhütten und andere Industrieanlagen um die Steinkohlenschächte, ein Gewirr volkreicher Siedlungen wächst in amerikanischer Eile auf engem Raume aus dem Boden. Das Eintreten des Privatkapitals, das bald die Führung gewinnt, seine Zusammenballung in Aktiengesellschaften, die Fortschritte der Technik, andererseits der Druck der Konkurrenz bringen neue Triebkräfte in die Entwicklung. Sie konnten sich in voller Kraft erst auswirken, als seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Wasserstraßen die Ungunst der Lage Oberschlesiens zum Weltmarkt ausgleichen half und sein Absatzgebiet gewaltig erweiterte.

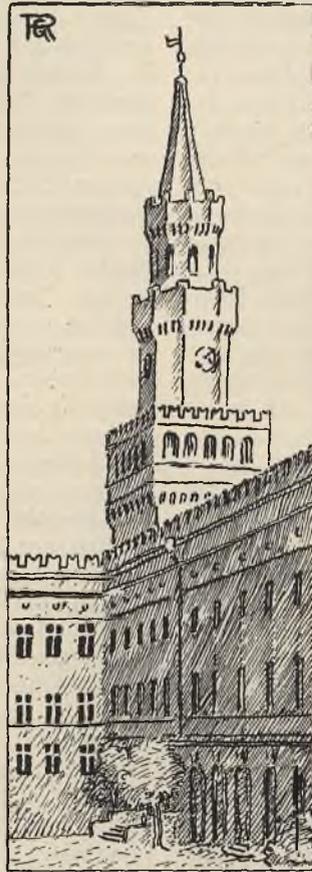
Der mächtige wirtschaftliche Aufschwung rückte nunmehr den Schwerpunkt der städtischen Entwicklung in diese ehemals wegen der Armseligkeit des Bodens von der Ansiedlung vernachlässigten Gebiete. Ein neuer Typus der Stadt bildete sich hier heraus. Nicht mehr die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, sondern die Verwertung der Bodenschätze für einen weit über das alte Weichbild hinaus wachsenden Wirkungsbereich sind die

Grundlagen ihres Daseins. Der Fernhandel streift nicht mehr bloß die Städte im Vorüberziehen, er sucht sie auf und wird von ihnen aus befruchtet, denn Oberschlesien liefert ihm jetzt eigene Erzeugnisse, die als Quelle des Volkswohlstandes alle Güter des alten Handels weit hinter sich lassen.

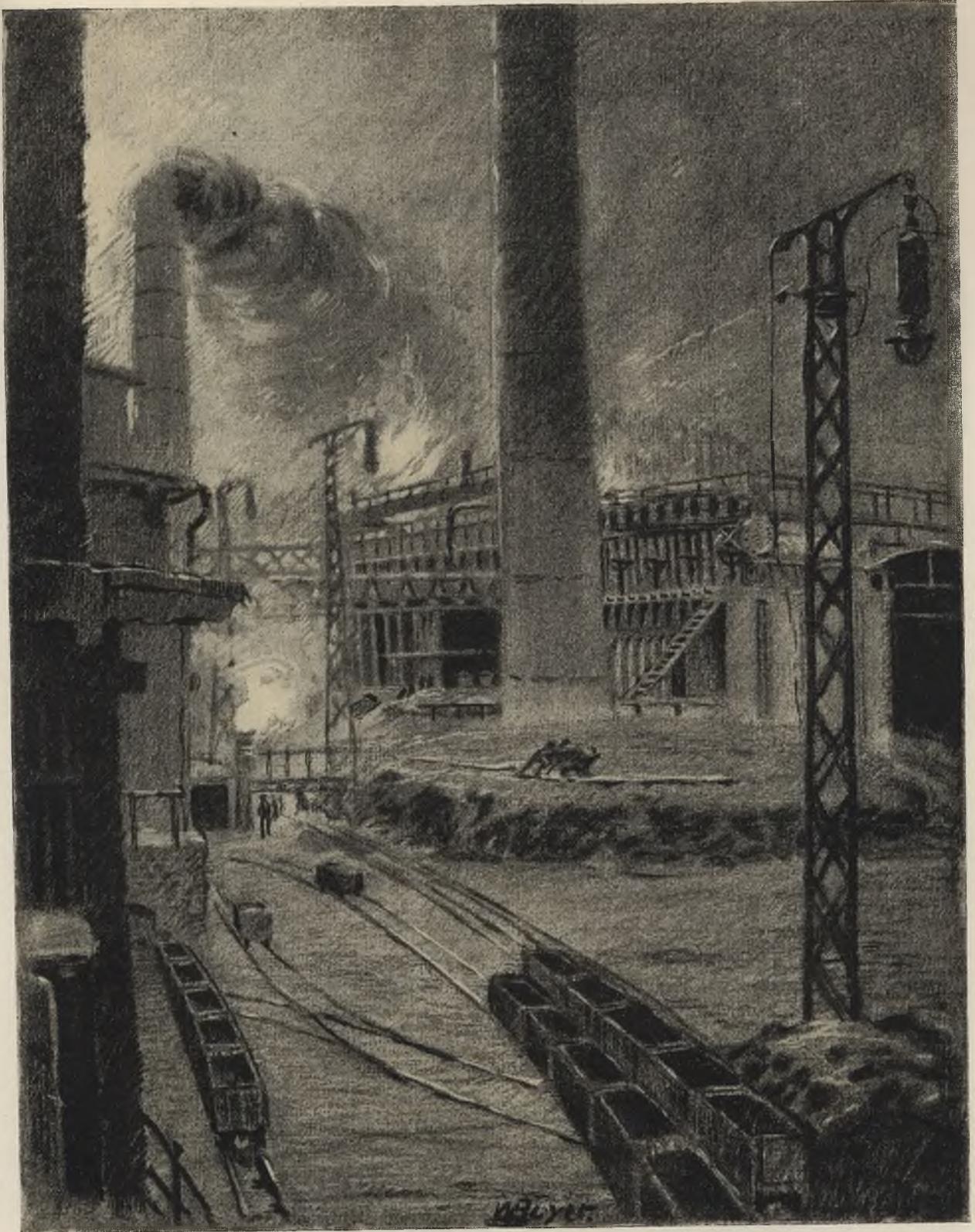
Eigenste Schöpfungen des Industriezeitalters sind die Städte Kattowitz und Königshütte, erstere 1865 aus der gleichnamigen Dorfgemeinde entstanden und namentlich als zentraler Bahnknotenpunkt des Industriereviere zur Bedeutung gelangt, letztere drei Jahre später um den Kern des Hüttenwerks aus der Feldmark von vier Industriedörfern herausgeschnitten, das größte Bevölkerungszentrum Oberschlesiens, in seiner Physiognomie den Typus der Industriestadt von amerikanischem Zuschnitt am treuesten widerspiegelnd. In der Umgebung dieser Städte drängen sich Zinkhütten und Zinkwalzwerke am dichtesten um die Kohlengruben. Nächst ihnen steht Beuthen am stärksten unter der Einwirkung des industriellen Betriebes als Mittelpunkt eines Gebiets, das in seinem Schoße Zink-, Blei- und Eisenerze und Steinkohle in glücklichster Vereinigung birgt. Neben Gleiwitz, das, schon weiter abseits vom eigentlichen Grubentrevier, doch von diesem noch bequem die Betriebskräfte für seine bedeutende Eisenindustrie empfängt, ist Beuthen als eine alte Stadt das geschlossenste, hinter Königshütte an Volkszahl nicht viel zurückbleibende Siedlungszentrum des Industriegebiets. Kleinere Industriereviere von ähnlicher Mannigfaltigkeit haben sich auf der Grundlage eines noch lange nicht mit voller Intensität betriebenen Steinkohlenbergbaus im südlichen Teile des ober-schlesischen Kohlenbeckens um Nikolai und Rybnik entwickelt. Namentlich Rybnik winkt eine große Zukunft, wenn einst in vielleicht nicht allzu ferner Zeit der Schwerpunkt des ober-schlesischen Steinkohlenbergbaues sich weiter nach Süden verschoben wird. Von beschränkterer Bedeutung ist der Kohlenbergbau links der Oder in der Gegend von Hultschin, die mit dem Ostrauer Industriegebiet in enger Beziehung steht.

Die lebenspendende Kraft der Kohle ermöglichte auch den gewaltigen Aufschwung der Kalkindustrie von Groß Strehlitz und Krappitz und der Zementindustrie von Oppeln, die zeitweilig den osteuropäischen Markt beherrschte. Oppeln genießt überdies als Hauptstadt Oberschlesiens erneut die Vorteile seiner schon von alters her wirksamen überaus günstigen Verkehrslage. Seine Bevölkerungsziffer bleibt allerdings weit hinter derjenigen der eigentlichen Industriestädte zurück, ebenso die von Ratibor, dessen Bedeutung für den ober-schlesischen Verkehr erst voll zur Geltung gelangen kann, wenn es dereinst der Hafen des Kohlenreviers der Zukunft sein wird. Ratibor vertritt neben Kreuzburg und anderen kleineren Stätten einen Typus der Industriestadt, der seine wirtschaftliche Blüte den Erzeugnissen und Bedürfnissen der ackerbau-treibenden Umgebung verdankt. Auch das Gedeihen dieser Industrien beruht wesentlich auf der leichten Ausnutzung der Kohlenschätze Oberschlesiens. Das gilt auch von Städten wie Neustadt, Leobschütz, Ziegenhals. Hier erlebte die altheimische Textilindustrie in den letzten Jahrzehnten eine neue Blüte. Ohne nennenswertes industrielles Leben ist unter den größeren Städten Oberschlesiens nur Neiße geblieben. Gleichwohl steht es an Volkszahl nicht weit hinter Ratibor und Oppeln zurück, denn es hat seine alte historische Stellung als Kultur- und Verkehrszentrum einer weiten Landschaft von ausgeprägter Eigenart bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Nur die Entwicklung der bedeutendsten Stadtsiedlungen Oberschlesiens konnte im Rahmen dieser flüchtigen Skizze gezeichnet werden. Nicht allen stehen gleiche bodenständige Kraftquellen zu Gebote, an manchen eilt der Strom des Weltverkehrs vorbei, ohne ihnen den erhofften Aufschwung zu bringen. Aber nur wenigen fehlt jeder Anschluß an die belebenden Adern des Verkehrs, und alle spüren sie den starken Pulsschlag, der von den Herzkammern der Kohlenschächte ausgeht.



Rathaus zu Oppeln
gez. von G. Rasel



Egmontschacht bei Gottesberg.



Wie ich mit einem Wurm einen Hecht angelte.

Don Roland Betsch.

Mit 4 Zeichnungen von Georg Schütz.

Geschätzter Leser, wenn einmal jemand zu dir sagen sollte, angeln sei gut für die Nerven, so hau ihm eine runter! Hast du schon mal geangelt? Noch nicht? Ich gratuliere dir! Ich, als Angler und Mitglied des Anglerklubs „Mollentopf“, sage: Wer angelt, darf überhaupt keine Nerven haben, sonst springt er nach dem Verlust des vierten Angelhafens kopfüber in die kühle Flut. Ich habe das erlebt, und es kam so: Eines Abends saß ich am Stammtisch und mußte die politische Gehirnerweichung unserer Zeit wieder über mich ergehen lassen. Da schlug ich plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß das Dünnbier spritzte und dem Herrn Aktuar vor Schreck der Zwicker in den Aschenbecher fiel. „Ich will euch was sagen,“ schrie ich, „mir hängt das alles zum Halse heraus.“ Ich meinte das natürlich bildlich. Mein Freund Klippfisch aber klopfte mir auf die Schulter und sprach: „Freund, du brauchst eine Nerventur. Du mußt angeln!“ Gleichzeitig erklärte er meinen Eintritt in den Anglerverein „Mollentopf“ und schrieb mir eine Beitragsquittung über sieben Mark aus. Da hatte ich's nun. Am andern Tage ging ich mit ihm in ein Spezialgeschäft und kaufte das Angelgerät. Man sollte es einfach nicht für möglich halten, daß man eine solche Menge von Apparaten und klug ausgedachten Erfindungen braucht, um ein Flossentier zu fangen. Ich ließ mir also

die Sachen von einem Dienstmann auf einem Handwagen nach Hause fahren, und am andern Tage ging die Nerventur los. Vor meinem Hause ist ein freier Platz. Dort lehrte mich der unselige Klippfisch, wie man die amerikanische Wurfangel wirft.

Lieber Leser, ich wünsche dir nichts Böses. Kaufe dir also nie im Leben eine amerikanische Wurfangel. Kaufe dir lieber für das Geld Mottenpulver oder Sicherheitsnadeln. Klippfisch schwang die Angel wie ein Indianerbeil über dem Kopf, behauptete, es bedürfe einer großen Übung, ja, es sei gewissermaßen ein Talent, dieses Instrument sachlich zu bedienen. Sprach's und schleuderte die Angel mit dem Bleiklumpchen in den freien Raum. Im nächsten Augenblick hatte sich der Angelhaken im neuen Frühjahrschut einer vorübergehenden Dame festgebissen. Das war schlimm, sehr schlimm! Ich wil darüber gar nicht weiter reden. Der zweite Wurf mißlang vollständig, und Klippfisch, dem das Bleiklumpchen ins linke Auge gefahren war, bedeutete mir, ich müsse etwas von ihm abrücken, damit er sich besser entfalten könne. Ich tat das auch, und er holte zum dritten Schlage aus. Recht deutlich vernahm ich ein Surren, und dann merkte ich, daß sich der findige Angelhaken mit ziemlicher Treffsicherheit in meine Nasenscheidewand gebohrt hatte. Es war sehr schwer, ihn da wieder herauszutreiben, weil das Ding befanntermaßen

auch einen unangenehmen Widerhaken hat. Ich bat meinen Freund Klippfisch um eine kleine Erholungspause. Später übte ich im Zimmer weiter, und es gelang mir ziemlich mühelos, den Lampenschirm, einen ausgestopften Paradiesvogel und zwei geschliffene Römer herabzuangeln. Im Verfolg meiner Übungen angelte ich dann noch meiner Tante eine Art Biedermeiermuster in ihre neue Seidenbluse.

Nach diesen Vorübungen beschloß ich, zum See zu gehen. Vorher erkundigte ich mich bei der meteorologischen Station nach der Windrichtung. Gott sei gelobt, es war Westwind. Bei Westwind beißen die Barische, hatte mein Freund Klippfisch gesagt. Wie ein Maulesel bepackt, stelzte ich durch die Straßen der Stadt nach dem See. Unterwegs begegnete mir ein Kollege aus dem Anglerklub „Mollenkopf“.

Der rief mir über die Straße zu: „Mensch, Sie wollen wohl Nachtigallen angeln. Heute bei Westwind beißt doch kein Fisch.“

Ich fand das komisch. Ich meine, nachdem doch Klippfisch gesagt hatte... Endlich kam ich zum See. Die Sonne glänzte über das Wasser und im Westen tummelten sich zierliche Kumuluswölkchen. Es war wundervoll hier.

Wirklich ein schöner Tag. Ich mußte nun erst Würmer suchen. Schon um der Würmer willen, geneigter Leser, angle nicht! Angelnie! Ich habe früher immer das Gefühl gehabt, es wären zu viel Würmer auf der Welt. Nun überzeugte ich mich, daß es überhaupt keine gebe. Ich wühlte mit beiden Händen einen halben Morgen Wiese um. Die Landschaft sah aus, als hätte sich hier Wildsauherde getummelt. Zum Schluß hatte eine ich vier unterernährte Regenwürmlein und zwei Hände wie ein Lehmbacker. Mit einem Sausen im Kopf ging ich nun zu den sogenannten Angelstellen. Am Ufer saß ein Mann. Ich stellte fest, daß der Unglückliche auch eine amerikanische Wurfangel hatte. In mir stieg so eine Art Mitgefühl hoch und ich trat bescheiden an ihn heran.

„Haben Sie schon etwas gef...“

„Pist! Schschsch!“ zischte er ärgerlich und stierte nach der tanzenden Pose im Wasser.

Plötzlich ging eine Art Herenschuß durch seinen Körper, und er riß die Angel hoch. Ich verstand dieses Gebahren nicht recht, denn es hingen lediglich ein paar grüne, schleimige Schlingpflanzen am Haken.

„Sind hier überhaupt Fische?“ wagte ich nochmals zu fragen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er melancholisch; „ich angle hier erst drei Wochen.“

Ach so, dachte ich und ging weiter.

„Übrigens,“ rief er mir noch nach, „Sie brauchen gar nicht erst anfangen. Wenn Wind ist, beißt kein Fisch!“

Ich fand das komisch. Ich meine, weil er doch selbst...!



So beschloß ich, mir ein Boot zu mieten, um in das Schilf zu rudern. Dort hochte ich nun und machte meine amerikanische Wurfangel zu recht. Wenn einer behauptet, angeln sei gut für die Nerven, dann sollte man ihm das Bein stellen. Du wirst mir doch zugeben müssen, aufmerksamer Leser, daß ein Angelhaken eigentlich in die Schnauze eines Fisches gehört! Was aber, so frage ich, hat er sich denn in eine unschuldige Schilfpflanze zu krallen? Mein

Angelhaken hing also sofort in einer Schilfpflanze und zeigte die größte Lust hier zu überwintern. Ich zerrte und schlug und riß und stieß. Ich bog und zog und lupfte und zupfte. Er hing! Wenn einer behauptet, angeln sei gut für die Nerven, muß man ihm jeden Zahn einzeln ziehen, bis er widerruft. Endlich! Der Haken riß ab und mir flog das Bleiklumpchen um die Ohren. Die Angelschnur selbst hatte sich in wunderlichster Weise verwickelt. So eine verwickelte Angelschnur muß man gesehen haben. Ich will lieber mit meiner Großmutter acht Tage Bilderlotto spielen, als eine verwickelte Angelschnur wieder in Ordnung bringen.

Der zweite Haken blieb auch im Schilf. Der dritte hatte es seltsamerweise auf meine Hosen abgesehen, und ich mußte ihn mit der Schere herauschneiden. Dann gelang es mir,

Der dritte hatte es seltsamerweise auf meine Hosen abgesehen, und ich mußte ihn mit der Schere herauschneiden. Dann gelang es mir,

einen ins Wasser zu werfen, wo er hingehörte. Hurra! Lustig schwamm die Pose. Wie eine Tänzerin bog sie sich nach allen Richtungen. Ich fand Zeit, mir den Schweiß aus der Stirn zu wischen, und fing an, regelmäßiger zu atmen. Wie ist man ohne Beschäftigung beim Angeln. Schon kamen summende Schwärme von kleinen Stechmücken. Diese klugen Tiere setzten sich immer gerade dorthin, wo ich sie gar nicht vermutete. So krochen sie mir seltsamerweise unter die Strümpfe und bohrten ihre zierlichen Rüssel in meine Fußknöchel. Oder sie schlüpfen hinter meinen Halskragen und brachten so zuwege, daß ich fortwährend meinen Kopf ins Genick pressen mußte, um sie an diesem kindischen Vorhaben zu hindern. Eines ist sicher, die Stechmücken unterhielten mich so angeregt, daß ich meine amerikanische Wurfangel zeitweise ganz vergaß, da ich dauernd krampfhaftes Handlungen der Notwehr vornehmen mußte. Sie ließen bei mir mehr und mehr eine Art verbissener Verzweiflung hochkommen. Ich hielt staatsgefährliche Monologe und hatte zweimal die Absicht, mir hier der Einfachheit halber glattweg das Leben zu nehmen. Meinem Freund Klippfisch aber schwor ich Rache. Entsetzliche Qualen malte ich mir aus für ihn. Er mußte langsam aussterben. Nein, ein langes Leben wünschte ich ihm. Ein langes Leben mit Stechmücken und einer Wurfangel.

Sieh da! Die lieblichen Ballenwölkchen, die ich im Westen gesichtet hatte, waren mittlerweile über den See gekommen und fielen nun als kühler Rieselregen auf mich hernieder. O, dieser wundervolle Rieselregen! Nach zehn Minuten war kein trockener Faden mehr an mir. Mein neuer Angelanzug aus grünem Schilfleinem hatte die Eigenschaft abzufärben, und so lief mir bald eine schmutzig grünliche Tunte aus den Stiefeln. Das konnte mich natürlich nicht mehr stören. Ich war in mich selbst versunken wie ein Marabu.

Da gab es einen gewaltigen Ruck an der Pose. Ich schrak hoch und merkte, daß etwas nicht in Ordnung war. Außerdem hatte ich das

Gefühl, ich müsse nun meine amerikanische Wurfangel aus dem Wasser ziehen. Ein zweiter Ruck! „Ein Fisch!“ brüllte ich und zog. Ja, Kuchen. Das war einfach unmöglich, denn der Fisch nahm mir fast die ganze Angel mit und hatte scheinbar die Absicht, mich selbst samt Angel-ausrüstung und Kahn in den Grund zu befördern. Also mußte es ein Hecht sein, dachte ich, da mich der Größenwahn buchstäblich überwältigte. Teurer Leser, was denkst du? Du denkst, ein alter Rohrstiefel hing daran oder ein verrosteter Puzemeier? Wetten, daß es ein neunpfündiger Hecht war?

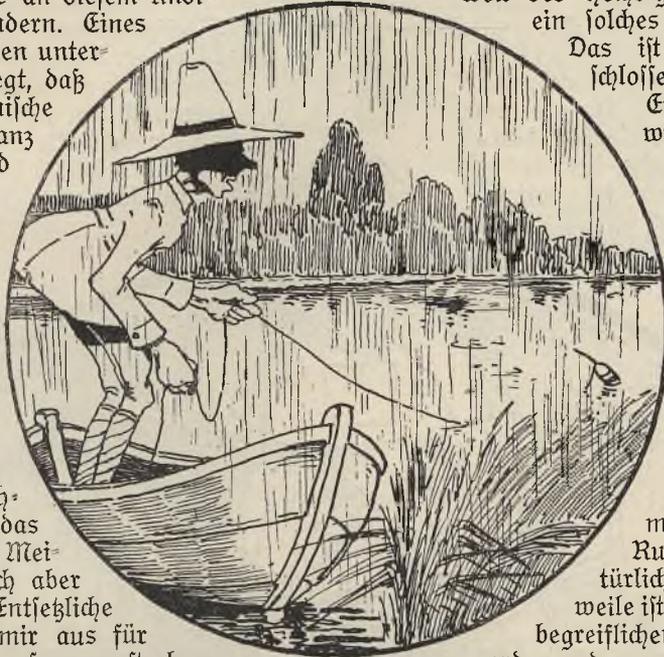
Jeder Angler wird dir sagen, daß man mit einem Regenwurm nie einen Hecht fangen kann, weil der Hecht gar nicht daran denkt, ein solches Vieh zu verschlucken. Das ist also einfach ausgeschlossen.

Ein Unding. Doch ich will nicht vorausgreifen. Mir schwirrte also der Hecht durch sämtliche Gehirnwindungen.

Mein Freund Klippfisch hat mir mal folgendes erzählt: Wenn man einen Hechtbiss hat, darf man um Gottes willen die Angel nicht gleich aus dem Wasser ziehen, da sie sonst unfehlbar abreißt. Man muß vielmehr erst eine Runde Tarock spielen, natürlich in Gedanken. Mittlerweile ist der Hecht infolge seiner begreiflichen Kapriolen müde ge-

worden und man kann ihn mit Leichtigkeit herausfischen. Dieser Satz aus dem Angler-A-B-C fiel mir Gott sei Dank ein. Ich spielte also einen saftigen Grand mit Vieren und dann . . . !!

Verehrter Leser, wenn du gewettet hast, bist du reingefallen. Es war ein neunpfündiger Hecht. Ich wurde beinahe ohnmächtig, als ich das Vieh sah. Das Abtöten war keine Kleinigkeit, da ich meine Axt vergessen hatte. Als ich halbwegs erholt war, machte ich mich auf den Heimweg. Den Hecht schleppte ich wie einen Hafer sack auf dem Buckel. Es war ein wahrer Triumphzug des Germanifus. Kinder liefen scharenweise hinter mir her, die Leute blieben stehen, reckten die Hälse und staunten mich an. In der Hauptstraße verursachte ich eine Verkehrsstockung. Die Droschkengäule sahen sich nach mir um. Ich fand das alles ganz richtig und selbstverständlich.



Wenn mich eine befraachte Deputation mit einem Blasorchester abgeholt hätte, wäre es in Ordnung gewesen. Mitten in meinem Siegestaumel fiel mir ein, daß der Anglerklub „Mollentopf“ heute gerade Generalversammlung hatte. Ich machte also eine Schwenkung und ging geradewegs ins Vereinslokal. Der Anglerklub „Mollentopf“ war sprachlos. Der zweite Vorsitzende, der Schriftführer und ein Mitglied fielen sofort in Ohnmacht.

„Ich habe mit einem Wurm einen Hecht geangelt!“ brüllte ich in die Schar der Betäubten. Ein Sturm brach los. Der zweite Vorsitzende erwachte aus seiner Ohnmacht und nannte es einen ausgefallenen Schwindel. Erstaunter Leser, die Aufklärung kam. Das Ehrenmitglied sprach plötzlich:

„Wo haben Sie den Angelhaken?“

„Den Angelhaken?“ Das fiel mir erst jetzt ein. Den Angelhaken hatte ich nicht. Den mußte also der Hecht im Maul haben, denn ich hatte

kurzerhand die Schnur abgeschnitten. Das Ehrenmitglied ging also zu meinem Hecht und öffnete ihm vorsichtig die Schnauze. Richtig, da hing die Angelschnur. Das Ehrenmitglied suchte nun nach dem Haken. Ich suchte auch nach dem Haken. Aber der mußte ungeheuer tief, fast im Magen sitzen. Plötzlich hatte das Ehrenmitglied einen komischen Einfall. Es band die Schnur um ein Stückchen Holz und zog. Ich half ihm ziehen. Wir arbeiteten wie die Kiesfahrer. Endlich! Die Schnur wurde immer länger. Immer länger. Nun gab es einen Ruck. Der gesamte Anglerklub stieß unisono einen Kehlkopflaut aus, und mir ging ein Seifensieder auf. An der Schnur baumelte ein dreiviertelpfündiger Barsch. Lache nicht, mißtrauischer Leser, es ist Tatsache. Kannst du dir denken, wie die Geschichte war?

Ich will dir's verraten. Der Barsch war auf meinen Wurm gegangen, und im gleichen Augenblick hatte ihn selbst der Hecht verschluckt. Hä hä hä hä hä!!

Nun sage mir: Ist das kein Abenteuer?



Der hunger ist der beste Koch —
Der Spruch kann wohl bestehen.
Wer hungrig ist, der wird fürwahr
Auch karge Kost nicht schmähen.

Der hunger ist ein schlechter Rat —
Das magst Du auch bedenken!
Die Sehnsucht, die der Magen hat,
Soll nicht den Sinn Dir lenken.

Gar mancher, dem der Köder winkt,
Freut schon sich auf das Essen.
Da wird er, eh' er sich's versieht,
Vom andern selbst gestessen.

Drum sollst Du vor der Mahlzeit Dir
Den Bissen recht beschauen,
Denn manchmal ist ein Haken dran —
Den kannst Du nicht verdauen.

Sugo Reinbart



Bauernhaus im Vorgebirge.

Das Bauernhaus des Hirschberger Museums.

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Baer.

Mit 2 Abbildungen.



Die Dörfer und kleineren Siedelungen des Riesengebirges sehen heut ganz anders aus, wie vor etwa hundert Jahren. Jetzt bieten sie meist ein unerfreuliches Gemisch der verschiedensten Bauweisen dar. Neben kleinen Hütten stehen prunkende Villen und dreistöckige, nüchterne Wirtshäuser, die sich „Pensionen“ nennen und billige „Logis“ mit allem „Komfort“ den „Touristen“ anbieten. Und selbst die alten Bauernhäuschen haben auf Anordnung hoher Polizei ein glänzendes Zinkdach bekommen und sich durch ungefüge Vorbauten, Ausbauten, Balkone mit frischem Lackanstrich erweitert. Ja, sie schämen sich des Stoffes, aus dem die Großväter sie einst errichtet haben, des braven Holzes. Der Maurer kommt mit Riesenpfeilern und überfrücht die Wände mit einer Kalkschicht, so daß sie nun ebenso „massiv“ aussehen wie ihre stolzeren Nachbarn, bis nach kurzer Zeit die weiße Kruste abbröckelt und das altersbraune Holz als garstiger Schandfleck wieder zum Vorschein kommt. So ist unsere heutige ländliche Bevölkerung von allen guten Geistern des Geschmacks verlassen und mit steigendem Wohlstand dem Prozedentum anheimgefallen. Man muß schon weit und auf abgelegenen Wegen gehen, wenn man noch ein leidlich unverfälschtes Bauernhaus in seiner ursprünglichen Gestalt, wie sie vom Bedürfnis, dem Klima und den bodenständigen Baustoffen vorgeschrieben war, zu Gesicht bekommen soll.

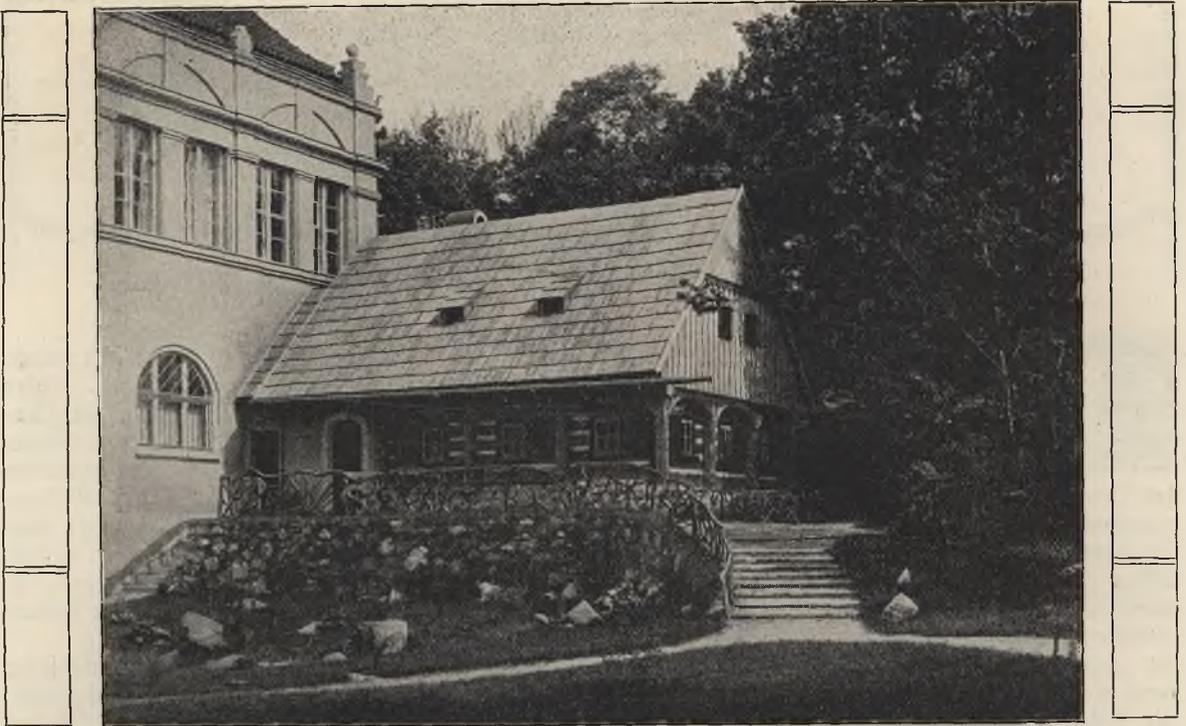
Die ländliche Bevölkerung bestand aus größeren und kleineren Grundbesitzern. Die Bauern, die mehr als etwa 50 Morgen besaßen, brauchten für sich, für ihr Gesinde, für ihr Vieh und Getreide, was alles zweckmäßig unter einem Dach untergebracht werden mußte, ein größeres Gebäude. Sie errichteten also aus Steinen und Ziegeln einen teilweise unterkellerten Unterstoß, der auf der einen Seite die Wohnräume für die Familie, Küche und Milchammer, auf der anderen Seite die Stallungen enthielt. Der Oberstoß aber bestand aus Fachwerk, d. h. aus einem mehr oder minder kunstvollen Balkengefüge, dessen

Selder mit Lehm und Holzstaken ausgefüllt waren oder reichlich viele Fenster enthielten. Hier waren die Kammern für das Gesinde, für Vorräte, auch kleine Zimmer für die erwachsenen Kinder und für etwaige Gäste. Der von Schindeln bedeckte Dachraum diente als Schütt- und Wäscheboden. — Ein solch geräumiges Haus hat dem Baurat Grosser vorgeschwebt, als er das Hirschberger Museum des Riesengebirgsvereins entwarf und so einen ganz eigenartigen, aber bodenständigen Bau schuf.

Die kleineren Anwesen der Stellenbesitzer und Häusler begnügten sich mit viel anspruchsloseren Wohnstätten. Sie zimmerten ihre Häuser, soweit es die Feuersgefahr des täglichen Lebens zuließ, ausschließlich aus Holz, das ihnen zu billigen Preisen der nahe Bergwald lieferte. Vielleicht aber fand man, daß in den feuchten Ställen durch die Ausscheidungen des Viehes das Holz allzusehr vermoderte, und deshalb fügte man für diese Seite steinerne Wände ein. So kommt es, daß die meisten dieser kleinen Häuser in den Dörfern zur einen Hälfte Holz- und zur anderen massive Wände aufweisen.

Aber wenn die Ansiedler immer höher an den Berglehnen und schließlich bis auf den Kamm hinaufstiegen, wurden sie immer bescheidener in Ansprüchen; Ziegeln und Kalk waren nicht mehr hinaufzuschaffen, man begnügte sich durchweg mit Holz, dem Kälte abhaltenden schlechteren Wärmeleiter, und nur zur Herstellung des riesigen Bad- und Kochofens mußte man notgedrungen feuerichere Stoffe verwenden.

Da diese kleinen, unserem schlesischen Gebirge eigentümlichen Bauernhäuschen immer mehr von der Bildfläche verschwinden oder verunstaltet werden, erschien es geradezu als eine Aufgabe des Museums, als es 1913 erbaut wurde, sich ein solches in möglichst getreuer Nachbildung anzugliedern, zumal Reichsgraf Schaffgotsch und seine Gemahlin in freigebigster Weise die Kosten für den Bau übernahmen. Aber es war schwer, aus der Unsumme der auf das ganze Gebirge verstreuten alten Vorbilder das ideale Urbild in seiner größten Vollkommenheit und



Das Bauernhaus des Riesengebirgsmuseums.

Schönheit mit allen eigentümlichen Merkmalen herauszufuchen oder im Geiste zum Typus zusammenzustellen.

Der vortreffliche Hofer, der am Ende des 18. Jahrhunderts sein klassisches Buch über das Riesengebirge verfaßte, hat eine Beschreibung der einfachsten Blockhäuser auf den Kammwiesen gegeben: „Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die dem ganzen Hause zur Unterlage dient, ist der größeren Wärme wegen alles Übrige von Holz. Dicht zusammengefügte (wagerechte) Bohlen (Balken) bilden die Wände; ihre Fugen werden mit Moos ausgestopft und zuweilen mit Lehm überschmiert. Teils der größeren Reinlichkeit wegen, noch mehr aber, um die Kälte besser abzuhalten, sind die inneren Wände mit Brettern verkleidet und der Fußboden gediebt, von außen aber die Nord- und Westseite mit Schindeln überkleidet. Die kleinere Hälfte des Hauses begreift die Wohnstube und zuweilen neben dieser eine kleine Kammer. Vor der Wohnstube ist ein enger Hausflur mit der Küche; hinter dieser, gegen die Bergseite zu, der Milchfeller, durch welchen das kalte Bergwasser geleitet wird, um Milch und Butter frisch zu erhalten, und aus welchem es sich seitwärts der Baude zu anderem Gebrauch in einem hölzernen Trog sammelt. Dem Stubeneingang gegenüber

führt eine andere Tür aus dem Hausflur in den geräumigen Stall. Das Dach läuft an den beiden Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt. Wo der Talabhang jäh ist, läuft an der Vorderseite der Baude ein Vorsprung der steinernen Terrasse hin, welche mit dem überhängenden Dach eine Art Galerie bildet.“

Die Häuser aber, die schon in den Dörfern stehen, sind etwas reicher ausgestattet, und da wir ein solches im Sinn hatten, in dem neben der Milchwirtschaft auch Weberei, der ehemalige Haupterwerbszweig der ländlichen Bevölkerung, betrieben wurde, gingen wir, d. h. Herr Geheimrat Seydel, der Begründer der Sammlungen, und der Schreiber dieser Zeilen, mehrfach auf die Suche und fanden, daß diese Bauernhäuser ihre höchste und schönste Ausbildung im Riesengebirge, und zwar in Liebwerda hinter der Tafelfichte erreichten. Die Skizzen, die ich mir dort machte, sind für die äußere Ausgestaltung unseres Baues von Herrn Baurat Grosser und seinem Mitarbeiter, Architekten Schurek, sowie dem Bauleiter, Architekten Pulver, benützt worden.

So steht nun das anheimelnde Gebäude vor uns, wie es die Abbildung zeigt. Das abfallende Gelände des Gartens kam ihm sehr zu statten. Es erhebt sich auf der steinernen Terrasse über einem kleinen Teich, zur Seite hat es den

Röhrbrunnen, den wir in Agnetendorf fanden, wie er so oft auf Ludwig Richters und Hendrichs Bildern wiederkehrt. Durch ein massives Bauglied, das hier in verkümmertester Gestalt den Viehstall vortäuscht, ist es mit dem großen Hauptgebäude des Museums verbunden. Der steinerne Unterbau, welcher bestimmt ist, die Schrottholzände und die Säulen, auf welchen das Dach ruht, zu tragen und darum etwas vorspringt, kann an warmen Abenden als Sitzbank benutzt werden. Die Säulen sind vom Zimmermann an den Kanten durch Einferbungen verziert und haben am oberen Teile schräge Strebebalken, so daß sie mit dem das Dach tragenden Balken zusammen bogenförmige Nischen bilden, die im Winter mit kleingehacktem Holz, Stroh oder Moos ausgefüllt werden können, aber in der Mitte die kleine, mit buntemaltem Läden vor Wetter und Gewalttat geschützte Fensteröffnung frei lassen.

Der dreieckige Giebel zerfällt in eine obere und untere Abteilung, die mit Brettern verschalt sind. Die Bretter der unteren stehen senkrecht. Ihre Sugen sind mit Deckleisten versehen, die oben halbkreisförmig abschließen und so die Arkadenbildung des Erdgeschosses im kleinen wiederholen. In der oberen Abteilung sind die Bretter schräg gestellt, wie die Rippen eines Blattes, beide Seiten durch eine Zierleiste voneinander geschieden.

Wir betreten des Innere des Hauses. Im Flur bemerkt man einigen Hausrat, alte Spinnräder verschiedener Form und Vorrichtungen zur Verarbeitung des Flachses und des Garnes, besonders aber Bauernschränke und Truhen, von denen einige an 300 Jahre alt sind und noch die Formen der Renaissance tragen. Die Bauern Tischlerei war hochentwickelt, wenn sie auch meist nur mit Kiefernholz arbeitete. Die Handwerker folgten ungeschriebenen ästhetischen Gesetzen, indem sie die Möbel in guten Verhältnissen entwarfen, einzelne Glieder durch einfache, aber geschmackvolle Zierformen betonten und das Ganze bunt, der Eigenart des Holzes entsprechend bemalten. Die zum Schutz des Holzes dienende, äußerst haltbare Farbe ahmte in den großen Flächen die Färbung des Holzes nach, verstieg sich aber in Leisten und Kartuschen zu sinnig stilisierten Ranken, Blumensträußen, Vögeln u. dgl. Wir können hieraus auf die lebhafteste Farbenfreude unserer Bauern schließen und nur bedauern, daß sie sich heutzutage mit modernem Schund begnügen.

In dem mit Steinfliesen belegten Flur, vorn und hinten durch echte alte Türen abgeschlossen, finden wir auch den vorderen Teil eines richtigen Badofens, den Feuerungsraum und das Ofenloch, während der hintere Teil

sich weit in die Wohnstube erstreckt, die wir nun durch eine grell bunt bemalte Tür betreten. Es ist ein quadratischer Raum von fast 6 m Seitenlänge mit fünf kleinen Fenstern, bestimmt für eine Familie, die Milchwirtschaft und Handweberei treibt. Einen großen Teil des Raumes nimmt der mächtige grüne Kachelofen ein, der einst in einem alten Hause Saalbergs stand; ein kleines Bauwerk mit geschlossenem Bratröhr und offenem Wärmeröhr und mit dem eingebauten, geräumigen, stets warmes Wasser enthaltenden „Kipperlopp“ (Kupfertopf). Der Raum am holzfressenden „Ofenloch“ ist die „Hölle“. Nach hinten ist der Ofen an den gemauerten, weißgetünchten Badofen angebaut, dessen obere Fläche, auf der gewöhnlich der altersschwache oder gichtbrüchige Großvater ein warmes Lager fand, auf einigen Stufen erklettert werden kann. Eine Bank zieht sich unten, ein Gestänge zum Aufhängen nasser Kleidung oder Wäsche oben um den grünen Wärmespender.

Er ist umgeben von allerlei Hausrat zur Milchverarbeitung. Da sehen wir eine Menge von „Aschen“ oder „Ascheln“, Schüsseln, in denen die Milch einige Tage steht. Sie haben unten ein seitliches, durch einen Holzzapfen verschlossenes Loch. Durch dieses wird die Magermilch abgelassen, während die obenschwimmende Sahne zurückbleibt und nun zur Butterbereitung verwendet wird. Dazu diente das äußerst sauber gehaltene, bereitstehende Butterfaß, das mit der Hand, unter Umständen auch durch das Gefälle eines Rinnsals in Bewegung gesetzt werden konnte. Heutzutage ist es durch die Zentrifuge ersetzt. Neben dem Butterfaß bemerken wir feine Siebe, die Butterwage und die Formen, in die die fertige Butter gepreßt wurde.

Daneben ist aber auch alles aufgestellt, was sonst zu einem ländlichen Hauswesen gehört: riesige, zum Teil mit Drahtgeflecht unwundene Bunzlauer Töpfe, in einem hübschen offenen Spind eine Anzahl von bunten Tellern, Tassen und Schüsseln, an der Wand eine hölzerne „Salzmeste“, ein paar Löffelbretter, ein Quirlbehälter, ein Radelholz, eine Kaffeemühle, aus Stroh geflochtene Brotschüsseln.

Doch besser als jede Beschreibung gibt unsere Abbildung alles wieder, was in der Bauernstube zu sehen ist, leider nicht den aus Fischbach stammenden Tisch mit seinen Stühlen und die Bank, die an der Wand herumläuft, aber dagegen die zweischläfrige Himmelbettstelle mit der Inschrift: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, der lebet noch eins so lange usw. 1827“, daneben die Wiege, in der einst der wirklich begabte Naturdichter und Schneider Bertermann in Fischbach von seinen ersten Lor-



Stube des Bauernhauses im Riesengebirgsmuseum.

beeren geträumt hat, den Schrank dahinter von 1806, auf dem geschrieben steht: „Deinen Segen, o reicher Gott — Beschere uns bis in den Todt — Und nach dieser Zeitlichkeit — die ewige Himmelsfreud!“ Aber das Hauptstück hier ist doch der Webstuhl für die Herstellung des berühmten Schleierleins, den im Jahre 1825 der Webermeister Schröter zu Grunau seiner Mutter zur silbernen Hochzeit schenkte. Der Webstuhl ist mit allen Nebengeräten versehen und vollständig mit Faden bespannt, so daß er jeden Augenblick in Bewegung gesetzt werden könnte. Mit ihm ist das Verständnis für ein Gewerbe gerettet, das in früheren Zeiten das Hirschberger Tal nicht nur genährt, sondern auch in manchen Kreisen zum Wohlstand und zum Weltruf geführt hat.

Die Figur, die scheinbar für den Webstuhl am Spinnrade das Garn erzeugt, stellt eine Frau Scholz aus Giersdorf dar, die einst in der von Hauptmann Cogho wiedererweckten, dra-

matisch gestalteten Spinnstube die erste Rolle spielte, und der alte Mann, der das Holz zur Kienspanbeleuchtung spaltet, ist die Nachbildung ihres nun schon verstorbenen Vaters Singer aus Hain.

Es ist der Geist schlesischer Gemütlichkeit, der diese niedrige, durch eine Balkendecke abgeschlossene, mit lauter ganz echtem Hausrat erfüllte Bauernstube durchweht. In Wirklichkeit wird man schon heut nicht mehr ihresgleichen sehn. Uns und unseren Nachkommen aber soll sie in diesem Zustand erhalten bleiben und zeigen, daß auch ohne jede schulgemäße Anleitung selbst in der Seele des einfachen Bauern ein künstlerischer Trieb wohnt, sein Heim und seine Gebrauchsgegenstände schön zu gestalten und in einer Weise zu verzieren, daß wir uns ein Beispiel daran nehmen könnten; denn alle kleine Kunst soll bodenständig sein, soll gleichsam den Erdgeruch der Scholle an sich tragen, sich in die umgebende Natur harmonisch einfügen.





Das Dohlnest.

Eine Sage von der Breslauer Kreuzkirche.



Der Priester steht betend am Hochaltar,
Zwei lockige Chorkuben dienen.
Sie schleppen mit Würde den langen Calar
Und wandeln mit frommen Mienen.
Bald knien sie betend rechts und links,
Bewegungslos wie das Steinbild der Sphinx,
Bald gehn sie mit trippelndem Schritte
Bis vor des Altars Mitte.

Hans Kott ist daheim in frommer Hut.
Er betet gläubigen Mutes.
Der lange Klaus Sparr ist ein Tunichtgut
Und grübelt auch diesmal nichts Gutes.
Als Hans beim Konfiteor neben ihm kniet,
Beginnt er sein leises Verführerlied:
„Am Turmkranze nisten zwei Dohlen.
Komm, hilf mir die Jungen holen!“

Hans Kott wehrt ihn ab. Er errödet dabei,
Und die ehelichen Augen flammen.
Das Offertorium trennt die zwei,
Das Sanktus führt sie zusammen.
„Du steigst auf ein Brett und greiffst in das Nest.
Ich bin der Stärkere und halte Dich fest!“
Hans schüttelt verweisend die Locken
Und läutet die Sanktusglocken.

Und wieder ein Auseinander in Hast,
Beim Agnus ein Wiedervereinen.
Klaus Sparr hat längst seinen Plan gefaßt:
Er greift in die Kutte des Kleinen.
„Es sind ihrer sieben, und bist Du dabei,
Dann bleiben Dir vier, und mir bleiben drei.
Doch sagst Du nicht zu, Gefelle,
Dann laß ich Dich nicht von der Stelle!“

Hans Kott erzittert in törichter Angst;
Er kennt die Tücke des andern.
„Laß los! Ich tue, was Du verlangst!“
Da läßt ihn der Sieger wandern.
Hans Kott sinnt verstört bis zur Messe Schluß,
Ob er dem Versucher willfahren muß.
Er weiß nur: Versprechen und Halten
Ziemt wohl den Jungen und Alten.

Längst hat sich der Priester zur Pforte gewandt;
Hans steht noch, in Grübeln verloren.
Da faßt Klaus Sparr seine kleine Hand.
„Du hast es mir zugeschworen!“
„Ich schwor es Dir nicht!“ „Das leugnest Du?
Du sagtest es mir beim Agnus zu.
Das ist so gut wie geschworen!
Der Heiland hat seine Ohren!“

Hans Kott erschauert, und willenlos
Läßt er sich vorwärtsschleppen,
Der Turm reckt sich dräuend und riesengroß,
Und endlos und steil sind die Treppen.
Hans Kott, der Böse hält Dich umgarnt!
Gib acht, Dein Engel hat Dich gewarnt:
In jedem der Turmesdrittel
Verfing sich einmal Dein Kittel!

Klaus Sparr reißt ihn aufwärts. Sie stehen am
Kings morsche Bretter und Balken. [Kranz.
Von ferneher schrillt aus dem Sonnenglanz
Der Jagdschrei des Wanderfalken.
Und draußen, drei Spannen vom Lukenloch
Hängt lockend das Nest auf dem Mauerjoch,
Und sieben Schnäbel regen
Sich hungrig den beiden entgegen.

So zwerghaft liegt drunten das Häusermeer.
Eine zierlich geschnittene Gemme . . .
Hans graust es im Herzen; sein Auge blickt leer.
Klaus schilt ihn: „Mutlose Memme!
Guck her, ich bin stark, und Du bist leicht.
Ein mutiger Griff, und das Nest ist erreicht.“
Und wieder dröhnt's Hans in die Ohren:
„Du mußt, Du hast es geschworen!“

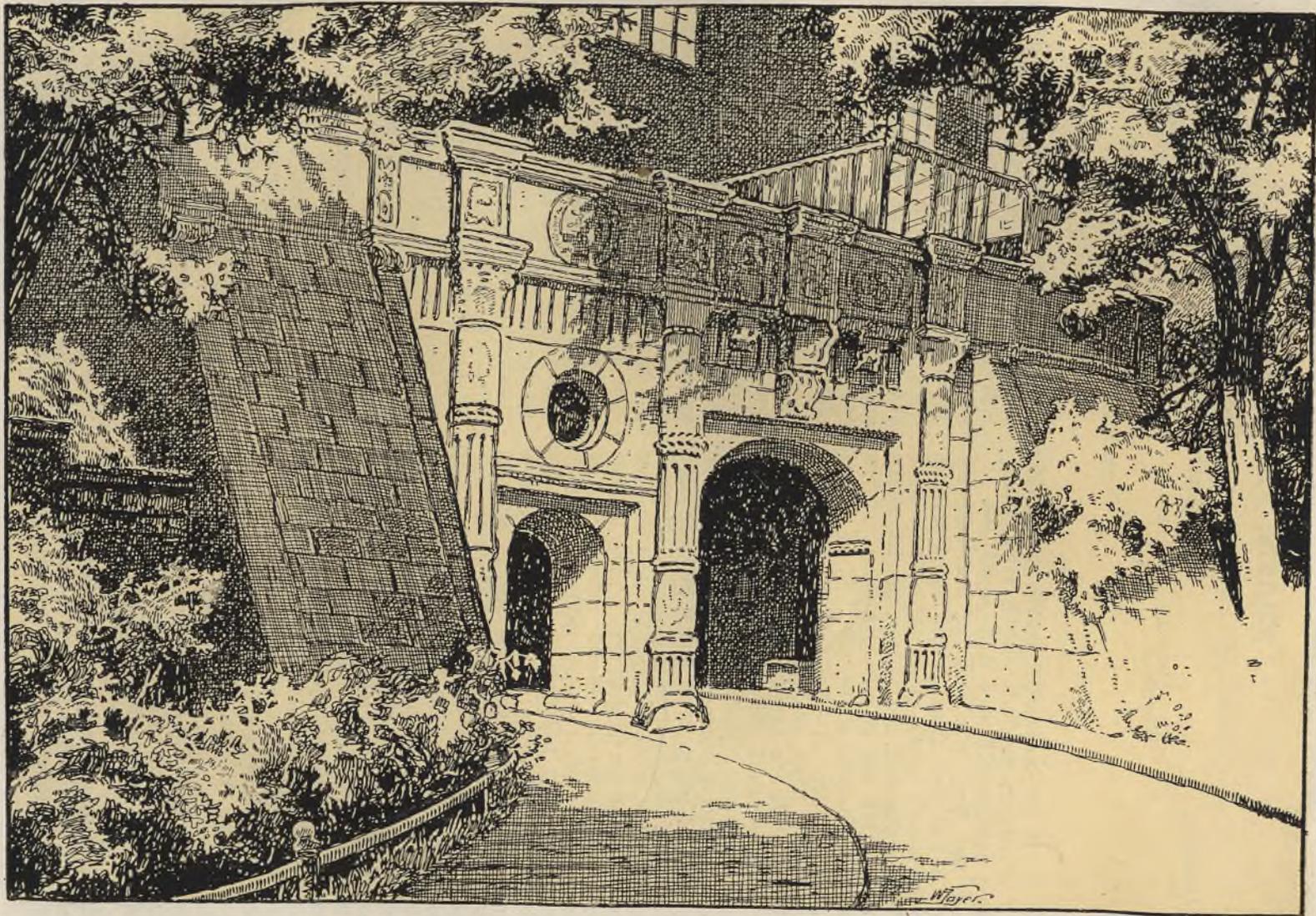
„Und wenn ich nicht mag?“ „So bist Du ein
Da hat sich Hans Gott befohlen. [Schuft!“
Ein Knarren, ein Seufzen . . . Er hängt in der
Schon greift seine Hand nach den Dohlen. [Luft.
Da rauscht es flügel Schlagend herbei.
Ein Hacken, ein Krächzen, ein graufiger Schrei,
Als ob er nach Rettung riefte,
Und jäh sinkt Hans Kott in die Tiefe.

Doch Wunder, Hans stürzt nicht! Sein Engel
Ihn auf unsichtbarem Gefieder. [untrauscht
Er hat ihm sein weites Köcklein gebauscht
Und trägt ihn gleitend hernieder.
Hans Kott schwebt herab wie ein Federball,
Und unten steht staunend der Gaffer Schwall
Und vergißt bei dem seltenen Mirakel
Auf Fritsche und Kute und Bakel. —

Der kleine Hans Kott hat nie mehr gelacht,
Und ist noch frömmer geworden.
Klaus Sparr hat nie mehr an Böses gedacht
Und starb im Karthäuserorden.
Der Rat aber nagelte oben am Nest
Das eiserne Bild einer Dohle fest,
Und mahnte so Bruder wie Schwester:
„Greift nie in anderer Nester!“

Alexander Kirchner.





Portal am Piastenschloß in Liegnitz.

Schlesier in der Fremde.

Don Prof. Dr. Wendt, Direktor des Breslauer Stadtarchivs.

Mit 2 Abbildungen.

Wir Schlesier sind wirklich „närrische Kerle“, bald so, bald so. Noch mehr als andere Deutsche hängen wir an der Scholle; Holteis „Suste nischd at heem“ ist uns aus der Seele gesprochen. Aber wir sind doch auch wanderlustig und unternehmend. Obwohl weit abgelegen von dem völkerverbindenden Meere, haben doch die Schlesier alter und neuer Zeit an der allmählichen Entwicklung des Reisebetriebs und Weltverkehrs, an der Entdeckung fremder Länder und Völker reichlichen Anteil genommen.

Freilich waren im Mittelalter, vor 500 bis 600 Jahren, auch bei uns die Reiseziele für moderne Begriffe noch sehr nahe. Breslau war damals eine der größten Handelsstädte Deutschlands, aber die Handelsreisen seiner Kaufleute gingen über die Niederlande, Venedig, Lemberg und Kiew selten hinaus, weil man dort mit den Händlern aus entfernteren Ländern zusammentraf. Immerhin waren schon diese Reisen beschwerlich und gefährlich genug. Das damalige Raub- und Fehdewesen bedrohte Freiheit und Leben; aber auch die Ehre konnte man auf der Reise verlieren. Der Breslauer Herrscher Hans Rindfleisch wurde durch den grausamen Ortsbrauch der polnischen Stadt Ploß vor die Wahl gestellt, einen Dieb, der ihn bestohlen hatte, in Ermangelung eines anderen Henkers selbst aufzuknüpfen oder von ihm gehenkt zu werden, und galt dann, weil er das verrufene Henkershandwerk ausgeübt hatte, mit Kindern und Kindeskindern als „unehrlich“ und bescholten. Unter diesen Umständen waren Reisen, die man ohne Notwendigkeit, nur zum Vergnügen oder zur Belehrung machte, ziemlich selten und gingen über Mitteleuropa und seine westlichen Nachbarländer kaum hinaus. Eine Merkwürdigkeit unter seinen Zeitgenossen war der schlesische Ritter Nikolaus von Poppelau, der 1483 bis 1485 die Höfe des Herzogs von Burgund, der Könige von England, Portugal, Spanien und Frankreich besuchte, und überall durch die Kraft und Gewandtheit, mit der er seinen schweren Turnierspieß handhabte, aber auch durch die

schönen lateinischen Ansprachen, die er an die Fürstlichkeiten richtete, Aufsehen erregte.

Gen Osten, nach dem Morgenlande zogen die Menschen im Mittelalter meist nur zum Glaubenskriege gegen Türken und Heiden und zur Pilgerfahrt ins heilige Land. Von der Teilnahme der Schlesier an den Kreuzzügen wissen wir wenig Sicheres; aber in den Türkenkriegen des 15. bis 17. Jahrhunderts haben viele unserer Landsleute sich ausgezeichnet. Zwei von ihnen sind besonderen Gedenkens wert. Christoph von Jedlitz, ein Rittersmann aus dem Schweidnitzer, war 1529, als die Türken zum ersten Male Wien schwer bedrängten, unter den Verteidigern der Stadt. Bei einem Ausfalle fiel er, weil sein Pferd stürzte, in die Hände der Türken. Durch die Proben von Kraft und Geschicklichkeit, die er in seiner schweren, kunstvoll verschlossenen Rüstung ablegte, fand er selbst vor dem grimmen Sultan Soliman Gnade und wurde in allen Ehren nach Wien zurückgesandt. Aber man sagte, es sei ihm im türkischen Lager ein schlechendes Gift eingeflöht worden. Jedenfalls kränkelte er seit der Gefangenschaft und fand 1533 einen frühen Tod. Glücklicher war der 1555 in Breslau geborene, 1600 als kaiserlicher Generalfeldmarschall gestorbene Melchior von Redern. Dieser erwarb glänzenden Ruhm namentlich durch seine Verteidigung von Großwardein 1598. Mit nur 2000 Mann hielt er sich, unterstützt von seinem Breslauer Landsmanne Gottfried von Ribisch, fünf Wochen lang gegen 60 000 Türken. Alle Minenangriffe gegen die Festungswerke, alle wütenden Sturmäufe schlug die kleine Besatzung, die Redern in eiserner Zucht hielt, heldenmütig zurück, bis die Feinde nach ungeheuren Verlusten die Belagerung aufgaben. In der Pfarrkirche zu Friedland in Böhmen ruht Redern unter einem prachtvollen, mit Gold und Edelsteinen überreich geschmückten Grabdenkmale.

Auch die friedlichen Züge ins Morgenland, die Pilgerreisen, an denen die Schlesier aller Stände, darunter mehrere Herzöge, eifrig teil-

genommen haben, hatten ihre Gefahren. Stürme auf der Seereise von Venedig nach Palästina, das südliche Klima, Pest und andere Seuchen, dann vor allem die Erpressungen und Gewalttaten der christenfeindlichen Behörden und Bewohner des Landes bedrohten die Pilger. Die anschaulichste Schilderung von den Nöten auf einer unglücklichen Palästinafahrt gibt Melchior von Seidlitz aus den Jahren 1556 bis 1559. Mit zwei Genossen auf ganz haltlosen Verdacht hin in der Nähe von Jaffa verhaftet, wurde er nach Konstantinopel geschleppt, schmachtete dort zwei Jahre in grausamster Haft, in Schmutz und Ungezieser fast verkommend, dann in furchtbarer Zwangsarbeit in Steinbrüchen und als Rudersklave auf der Galeere, bis er durch die menschenfreundlichen Bemühungen der abendländischen Gesandten endlich befreit wurde.

Später waren eine gefürchtete Geißel der Christenheit die nordafrikanischen Seeräuber, die das ganze Mittelmeer und Teile des Atlantischen Ozeans unsicher machten. Der obereschlesische Edelmann von Troilo, der 1666 bis 1670 dreimal Palästina und Ägypten bereiste, geriet schon einmal in Alexandrette aus

Versehen auf ein Seeräuberschiff aus Tunis, von dem er nur noch mit Hilfe eines deutschen Landsmanns entwischen konnte. Dann wurde er auf der Fahrt von Alexandria nach Marseille von Seeräubern gefangen und lebte sieben Monate als Sklave in Algier, bis ihn ein Hamburger Kaufmann, mit dem er früher auf Zypern Freundschaft geschlossen hatte, befreite. Noch schlimmer erging es hundert Jahre später dem Liegnitzer Handwerksgeßellen Weishaupt, der 1779 von Seeräubern gefangen und in Tunis nach Palästina verkauft wurde. Dort verbrachte er zehn Jahre in

härtester, wahrhaft unmenschlicher Slaverei. Wie Zugtiere wurden er und seine Leidensgefährten vor den Pflug gespannt, aufs grausamste gepeitscht, nachts in Ställen untergebracht und aufs kümmerlichste genährt; ja, sie wurden mit Tiernamen gerufen. Aus diesem namenlosen Jammer wurde Weishaupt erlöst durch einen Malteserritter, der auf einer Pilgerfahrt nach Palästina große Teile seines Vermögens zum Loskauf von Christensklaven verwendete.

Die Schrecken türkischer Gefängnisse bedrohten sogar solche Reisende, die auch nach früherem Völkerrrechte hätten unverklich sein sollen, die Teilnehmer an Gesandtschaften. Jahrhundertlang war es bei den Türken geradezu Sitte, bei dem Ausbruche eines Krieges mit einer Macht des Abendlandes deren Gesandte und ihr ganzes Gefolge einzuferkern und aufs schwerste zu mißhandeln. Wie dieses Schicksal beim Ausbruche des Türkenkrieges von 1593 den schlesischen Edelmann Friedrich von Kredwitz traf, hat einer seiner Diener, der Apotheker Friedrich Seidel aus Leobschütz, in einem Büchlein beschrieben, das heute noch zu den lesenswertesten schlesischen Denkwürdigkeiten zählt.

Kredwitz hatte die unendlich schwierige Lage, in der er sich damals als kaiserlicher Gesandter in Konstantinopel befand, durch diplomatisches Ungeschick noch verschlimmert und sich namentlich mit dem Großwesier, dem grimmigen Christenfeinde Sinan Bassa, persönlich verfeindet. Als der Krieg ausbrach, wurde er von dem Großwesier sofort in Ketten gelegt, ins Feldlager nach Serbien mitgeschleppt und „wie ein Hund tractiert“, bis er im November 1593 in Belgrad seinen Qualen erlag.



Georg von Poser, ein schlesischer Indiensfahrer des 17. Jahrhunderts.

Den Tod, der ihm endlich Erlösung brachte, haben seine Diener und Hausgenossen, darunter unser Gewährsmann Seidel, gewiß unzählige Male herbeigewünscht. Die Schmutz- und Lasterhöhle des Sclavengefängnisses, die ihnen durch die Verworfenheit italienischer Mitgefänger noch unerträglicher gemacht wurde, und die den Schrecken aller Christensclaven bildenden „Schwarzen Türme“ am Bosphorus waren ein Segesfeuer verglichen mit den Höllenqualen, die sie, ange schmiedet an die Ruderbänke der Galeeren, erduldeten. Übermenschliche Arbeit, furchtbare Mißhandlungen, bohrender Hunger, Frost, Hitze, Schlaflosigkeit mußten die gemarterten Gefangenen täglich, stündlich zur Verzweiflung treiben. „In Summa,“ so schließt Seidel die erschütternde Schilderung dieses tiefsten Abgrundes menschlichen Elends, „größere Pein unter der Sonne kann kaum sein als auf der Galeera.“ Und doch fehlen auch diesem schwärzesten Nachtbilde nicht einzelne schwache Lichtblide. Dankbar gedenkt Seidel eines Mohren, der auf der Galeere bessere Kameradschaft mit ihm hielt, als ein griechischer Christ, eines Kapitäns, der ihm Reste seiner Mahlzeiten zusteckte, und vor allem eines türkischen „Aga oder Obristen“, der ihm und den Überlebenden seiner Genossen nach drei furchtbaren Jahren den Weg zur Befreiung bahnte. Unsere Landsleute, das zeigt Seidels Schilderung, sind weniger im Handeln, aber um so mehr im Leiden heldenhafter Ausdauer fähig; ihr weiches Herz vermögen selbst die größten Qualen nicht zu verhärten und zu verbittern.

Noch ehe die Türkengefahr aufgehört hatte, das Abendland zu bedrohen, sehen wir einzelne Schlesier voll Wagemut und Wanderlust über den nahen Orient nach Persien, Arabien, dem Wunderlande Indien, ja, bis zum fernen Japan hinausjagen. Als Georg von Poser aus Eisdorf bei Namslau, der 1620 mit zwei anderen Schlesiern nach Konstantinopel gekommen war, sich entschloß, den von dort nach Ispahan heimkehrenden persischen Gesandten zu begleiten, rieten ihm alle Wohlmeinenden von diesem lebensgefährlichen Abenteuer ab. Der englische Gesandte schrieb ihm ins Stammbuch: „Ihm, der nach Persien gehen will, wo er nichts zu schaffen oder zu hoffen hat, wünsche ich eine gute Reise, glaube aber nicht, daß er sie haben wird. Süß ist's fürs Vaterland zu sterben, noch süßer, im Vaterlande!“ Aber unerschrocken zog Poser durch Kleinasien und Armenien nach Ispahan, wo er gastfrei aufgenommen und sogar von dem großen Perserschaß Abbas in Audienz empfangen wurde. Mit freudigem Staunen begrüßte er dort seinen „Freund und Bruder“, den Breslauer Patriziersohn Albrecht

von Schilling. Während dieser nach Arabien weiterzog, packte Poser die Lust, mit einer persischen Karawane Indien zu besuchen. Obwohl seine persischen Freunde dies für „reine Unmöglichkeit“ erklärten, zog er durch Afghanistan und das „Süßstromland“ des Indus über Lahore nach Agra. Dann durchquerte er Indien zweimal, erst nord-südlich, bis zu dem fast gegenüber Ceylon gelegenen großen Handelsplatze Negapatam, darauf nordwestwärts bis nach Surat, gegenüber der Halbinsel Gudscherate. Von da ging die Heimreise zur See bis Ormus am Persischen Meerbusen und durch Persien, Babylonien, Syrien, über Aleppo und Venedig in die Heimat, die er nach fünfjähriger Abwesenheit wieder erreichte.

Von dem in lateinischer Sprache geführten Reisetagebuche Posers besitzen wir nur noch einen 1675 gedruckten deutschen Auszug, der mit einem schönen Bildnisse des Weitgereisten geziert ist. Dieser Bericht ist zwar von der Ausführllichkeit und Anschaulichkeit eines modernen Reiserwerks noch weit entfernt, spiegelt aber doch manches von der staunenden Bewunderung wieder, die Natur und Menschenwerk dem kühnen Wanderer abnötigten. Poser schildert die Pracht an den Höfen des Nordindien beherrschenden Großmoguls und der südindischen Fürsten, ihre „von Gold und Elfenbein prangenden“ Paläste, ihre „mit den größten Perlen, Rubinen und Smaragden mehr beladene als gezierte“ Tracht. Er berichtet von den Diamantengruben Golkondas, den Seltentempeln von Ellora, von den großen Handelshäfen, in denen alle Schätze Süd- und Ostasiens zusammenströmten, von den Tierhospitälern und anderen religiösen und kulturellen Merkwürdigkeiten des Landes. Er erzählt, wo er zuerst Elefanten und Krokodile gesehen hat, auf Elefanten geritten ist, den damals in Europa noch ganz unbekanntem Kaffee, die „besten Früchte der Welt“, Ananas und Mango kennen gelernt hat. Dankbar gedenkt er seiner vielen Helfer und Förderer, der deutschen, holländischen, französischen, englischen, venezianischen Gesandten und Kaufleute, die ihn oft wochen- und monatelang gastlich aufgenommen haben. Des Guten zuviel tat nur der letzte seiner Gönner, der venezianische Konsul in Aleppo, der ihn zu einer fünfmonatigen Rundreise im östlichen Mittelmeer freundschaftlich nötigte, während Poser, schon stark vom Heimweh erfaßt, dem Vaterlande zustrebte.

Noch weit besser unterrichtet sind wir über die Wanderfahrten des Breslauer Heinrich Muche, der als Soldat der Niederländischen Kompanie nach einer fünfmonatigen Seereise von Amsterdam nach Batavia in den Jahren 1670 bis 1682 auf Java, Amboina, Celebes und andern Sundainseln lebte, auch 1673/74 mit der Wachtmannschaft eines

holländischen Handelsschiffes ein Jahr lang in Japan weilte. Seine in der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrte handschriftliche Reisebeschreibung umfaßt einen starken Folioband, der auf einem Titelbilde den Verfasser inmitten einer tropischen Landschaft darstellt und auch sonst mit Trachten-, Tier- und Pflanzenbildern reich ausgestattet ist. Muche, der offenbar über seinen Stand hinaus gebildet war, bietet uns viele eigene Beobachtungen aus Natur und Menschenleben, über Erdbeben, Vulkanausbrüche, die üppige Tier- und Pflanzenwelt der Tropen, Sitten, Rechtsbräuche und religiöse Vorstellungen der Bewohner, z. B. über das „Amoklaufen“ der Malayen, die in plötzlich ausbrechendem Wahnsinn jeden ihnen begegnenden mit dem Dolche anfallen, über den Selbstmord der Japaner durch Bauchausschlügen. Daneben hat er auch viel aus mündlichen Berichten anderer und aus zeitgenössischen Schriften gesammelt. So enthält sein Reisebuch lange Erörterungen über die Anfänge des Christentums in Japan, über die Erschließung des Landes für den europäischen Handel. Auch über Länder, die er nicht selbst besucht hat, wie China und Persien, hat er eifrig



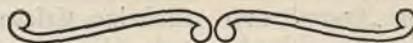
Titelbild der handschriftlichen Reisebeschreibung des Breslauer Heinrich Muche.

Nachrichten zusammengestellt. In die Heimat zurückgekehrt, bekleidete er einen bescheidenen Ruheposten als Wachsoldat am Ziegelstor in Breslau, der ihm Muche genug zur Verarbeitung seiner Eindrücke ließ. Trotz seiner bescheidenen Lebensstellung brachten ihn seine Ergebnisse in Berührung mit hochgestellten Leuten,

wie dem Ratspräses von Haunold, der sich von Muche über Japan und Indien berichten ließ, auch Beiträge für seine Sammlungen von allerlei Merkwürdigkeiten annahm.

Was uns die Schlesier alter Zeit über ihre Fahrten in fremde Länder berichtet haben, mag uns heute system- und kritiklos erscheinen; aber es sind doch beachtenswerte Beiträge zur Vorgeschichte der modernen Welterforschung. Als diese im 19. Jahrhundert mit Macht einsetzte, haben unsere Landsleute ihren Wandertrieb, ihre Unternehmungslust auch weiterhin bewährt. Schlesien stellte in Karl Stangen aus Ziegenhals den Mann, der zuerst in Deutschland Gesellschaftsreisen in alle Welt veranstaltet und dadurch den Reisebetrieb unendlich erweitert und verbreitet hat. Als hochverdiente Forschungsreisende, als Bahnbrecher unsrer Kolonialmacht und Seegeltung wirkten die Schlesier: Appun in Brasilien, Sinsch in der Südsee, besonders auf Neuguinea, Freiherr von Richthofen und von Möllendorf in China, Jäschke als Gouverneur von Kiautschou, Emin Pascha, Graf Pfeil, Morgen, von Uechtritz, Graf Goetzen in Afrika. Unser Mönch-Dohna

trug noch im Weltkrieg die deutsche Flagge in alle Meere. So dürfen wir Schlesier im Rückblick auf eine lange, rühmliche Vergangenheit zuversichtlich hoffen, daß an der Wiedererschließung der weiten Welt für deutsche Arbeit und deutschen Geist die Sprossen unseres meerentlegenen Binnenlandes auch künftig rühmlichen Anteil nehmen werden.





Unsere schlesischen Eiben.

Don Professor Dr. Theodor Schube.
Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Einst in unseren Wäldern durchaus nicht selten, ist die Eibe jetzt hier wie in ganz Mitteleuropa so spärlich geworden, daß selbst tüchtige Kenner unserer Pflanzenwelt nichts von ihr wissen würden, wenn sie nicht hin und wieder in Parks und auf Promenaden zu sehen wäre. Aus dem Forstbetrieb ist sie nämlich längst verbannt, da die Dickenzunahme des Stammes äußerst langsam vor sich geht, angepflanzt wurde sie dagegen im letzten Viertel des 17. und im ersten des 18. Jahrhunderts vielfach, da sie bei ihrer Zählebigkeit die wunderbarsten Zustuzungen ohne wesentliche Schädigung erträgt und daher in den von Ludwig XIV. und seinen Nachbetern geschaffenen Anlagen eine große Rolle gespielt hat. Und auch später haben sich die Gärtner ihrer oft, sowohl in Baum- wie auch besonders in Strauchform, bedient, da die auffallend dunklen Blätter eigenartige Farbewirkungen ergeben.

Diese schmalen Blätter (Nadeln) sehen denen der Tanne recht ähnlich, auch dadurch wird man bei ihrem Anblick an letztere erinnert, daß sie in zwei Zeilen an den Zweigen stehen; doch unterscheiden sie sich deutlich durch das Fehlen der beiden weißen Wachstreifen auf der Unterseite, die für die Tannennadeln so kennzeichnend sind. Gänzlich abweichend von denen der anderen Nadelhölzer sind die Ver-

mehrungsorgane der Eibe gebaut. Während sonst — abgesehen vom Wacholder — die „männlichen“ Blüten (mit den Staubblättern) und die „weiblichen“ (mit den Samenknochen) auf demselben Einzelstücker zu finden sind, ferner die Staubbeutel die übliche Zweifächerigkeit zeigen und die Samenknochen zu je zweien an den Blättern des bekannten Zapfens sitzen, ist die Eibe zweihäufig, d. h. die Blütenteile sind auf je zwei Bäume verteilt, auch sind die Beutel vielfächerig, und die Samenknochen sitzen, am Grunde von einigen Schuppen umgeben, vereinzelt. Da sich um den reifen, erbsengroßen Samen ein schön rot gefärbter, süßsaftiger Mantel entwickelt, so gewähren die

weiblichen Bäume im Spätsommer, wenn sie wie mit ihnen überschüttet aussehen, einen prächtigen Anblick. Jener süße Saft ist unschädlich, die Blätter dagegen enthalten einen Giftstoff, mit dem schon mancherlei Unheil angerichtet worden ist.

Wie langsam in der Regel die Zunahme des Stammes erfolgt, davon können sich die Breslauer leicht an dem reichlich 100 Jahre alten Bäumchen im nordwestlichen Viertel des Tauenzienplatzes überzeugen, das während des halben Jahrhunderts, während dessen ich es beobachten konnte, scheinbar unverändert geblieben ist. Sein Wachstum wird freilich — wie bei den immer-



Eibe im fürstensteiner Grunde.

grünen Nadelhölzern in der Großstadt überhaupt — noch dadurch gehemmt, daß die Lebensarbeit der Blätter infolge Verstopfung ihrer Spaltöffnungen durch den Straßenstaub wesentlich herabgesetzt wird. Etwas rascher haben sich anscheinend die Eiben auf dem ehemals dem Fürsten Höhenlohe gehörigen Scheit-



Eibe auf dem Tauentzienplatz in Breslau.

niger Gelände ausgebildet; diese an der Nordostecke der Kreuzung von Fürsten- und Parkstraße stehenden Bäume, die neuerdings von unserer Gartendirektion in besondere Pflege genommen sind, müssen gleich den übrigen Anpflanzungen des durch seinen unglücklichen Ausgang bekannten Schöpfers des Scheitniger Parkes („Fürstengarten“) nahezu 150 Jahre alt sein. Aus der älteren Zeit ihrer gärtnerischen Verwendung stammende Bäume, die trotz ihrem Alter von etwa 250 Jahren doch nur gegen $1\frac{1}{2}$ Meter Umfang erreicht haben, trifft man in den verschiedensten Teilen Schlesiens an (vergl. mein „Waldbuch von Schlesien“).

Von den ohne Mitwirkung von Menschenhand an ursprünglicher Stelle herangewachsenen Eibenbäumen ist wohl der bekannteste derjenige am unteren Eingang in den

tion der ihn umgebenden Linden etwas bedroht; auf mein namens des Schlesischen Bundes für Heimatschutz eingereichtes Gesuch hin ist jedoch Abhilfe gewährt worden. An den Felslehnen zu



Eibe in der Nähe der Annawarte bei Giersdorf.

Fürstensteiner Grund (an der Stelle der ehemaligen „Alten Schweizerei“); sein — oft überschätztes — Alter dürfte, obgleich er fast $2\frac{1}{2}$ Meter Umfang erreicht hat, bei seinen günstigen Wachstumsbedingungen, nicht erheblich über 400 Jahre hinausgehen. Seine Entwidlung war im letzten Jahrzehnte durch die kräftige Kronenentfal-

beiden Seiten des Grundes stehen noch etwa 40 Artgenossen, und noch zahlreicher sind sie im benachbarten Salzgrund, in welchem die stattlichsten Bäume (an seiner Nordwand) jedenfalls schon über 600 Jahre alt sind. Am reichlichsten vertreten ist bei uns die Eibe im südöstlichen Teile des Eulengebirges, im Bereiche der Herrschaft Giersdorf; hier sind, zumal im Revier Briesnitz, noch Hunderte von Bäumen und Sträuchern zu sehen. Drei davon, an den „Häferladen“ (unweit der eine herrliche Aussicht gewährenden Annawarte), geben einen vortrefflichen Beweis für die Lebensfähigkeit unserer Gehölzart: 1902 traf ich sie in-

folge der kurz zuvor erfolgten Niederlegung des umgebenden Bestandes völlig entnadelt und anscheinend abgestorben an; einige Jahre darauf aber zeigten sie sich reichlich mit frischem Ausschläge bedeckt, und in kurzem wird, nach dem Abfalle des dünnen Geästes, kaum noch etwas von dem überstandenen Scheintode zu merken sein. Neben diesen beiden Beispielen der Bewährung der Naturschutzidee durch Großgrundbesitzer sei noch eins erwähnt, in dem ein Bauer (B. Demuth in Neuwaltdersdorf) sich in gleicher Weise verdient gemacht hat: er hat den ihm gehörigen, etwa 150 Stücke enthaltenden Horst am Gicklichberg bisher unberührt gelassen.

Die stärkste Eibe Mittelschlesiens ist diejenige im Pfarrhofe von Rankau, Kr. Nimptsch, bei reichlich $2\frac{2}{3}$ Meter Umfang auf etwa 600 Jahre zu schätzen, jedenfalls ein urwüchsiges Überbleibsel aus der Zeit, da die Wälder des Zobtenberglandes sich noch bis hierhin ausdehnten. Die älteste oberschlesische steht auf einem Bauerngut in Lugnian, Kr. Oppeln; obgleich nur einen Stammumfang von 2 Metern aufweisend, kann sie doch der vorigen fast gleichalterig erachtet werden, da sie sich zweifellos noch weit



Eibe in Lugnian.

langsamer entwickelt hat: seit Jahrhunderten herrscht hier, wie in vielen katholischen Gegenden, der Brauch, am Sonntage vor Ostern zur Erlangung von „Palmzweigen“ die Eiben arg zu verstümmeln, wodurch ihr Wachstum sehr beeinträchtigt wird. Der Lugnianer Baum hat daher auch eine recht sonderbare Gestalt angenommen.

Eine sehr schöne, fast kugelige Krone besitzt die größte der Eiben von Wiesental bei Lahn, auch im Stammumfang ($3\frac{1}{2}$ Meter) übertrifft sie alle bisher genannten; ihr Alter ist auf etwa 800 Jahre anzusetzen. In Mitteleuropa kommt ihr nur noch eine außerschlesische Eibe (im Allgäu) gleich. In Schlesien aber haben wir eine, die ihr noch bei weitem überlegen ist, diejenige auf dem Grundstücke des „Ibenbauers“ Herschel in Kath.-Hennersdorf, Kr. Lauban, deren Umfang reichlich 5 Meter und deren Alter daher wahrscheinlich gegen 1400 Jahre beträgt. Vor einem Jahrzehnt ist sie durch einen Schneesturm hart mitgenommen worden, doch ist sie bald nachher auf Veranlassung des Heimatschutzbundes unter Mitwirkung des Oberlausitzer Verbandes für Naturdenkmalpflege durch einen Abgesandten der Breslauer Promenadenverwaltung gut wiederhergestellt worden; daher erscheint die Hoffnung begründet, daß sie noch Jahrhunderte hindurch aushalten und somit unserm Schlesien noch für lange Zeit der Ruhm bleiben wird, den ältesten Baum von Mitteleuropa zu besitzen.



Eibe in Katholisch-Hennersdorf.

Fürstengräber in Oberschlesien.

Von Professor Dr. Paul Knötel.

Mit 2 Abbildungen.

Für die Mehrzahl der Schlesier geht das Andenken an die Geschichte seines Landes kaum über die Zeit des Alten Fritz zurück. Nur schattenhaft heben sich vielleicht einzelne Gestalten aus dem Dunkel der Vergangenheit ab, wie etwa der Mongolenbekämpfer Heinrich der Fromme oder die Herzogin Hedwig, die für die schlesischen Katholiken als Heilige ihrer Kirche besondere Bedeutung hat. Dieser Mangel an geschichtlicher Teilnahme erklärt sich zum Teil auch daraus, daß so wenig Denkmäler der Vergangenheit, allen sichtbar, sich in unsere Tage hineingerettet haben. Ein Vorschlag unseres schlesischen Geschichtsforschers Grünhagen, den er vor Jahrzehnten in der Schlesischen Zeitung machte, daß den berühmten Fürsten der mittelalterlichen Zeit an geeigneten Stellen in Breslau, Trebnitz und anderwärts Standbilder errichtet würden, ist nicht zur Ausführung gekommen. Die meisten Fürstenschlösser sind entweder ganz vom Boden verschwunden oder mit Ausnahme der prächtigen Renaissancebauten von Brieg und Oels so verändert worden, daß sie nicht geeignet erscheinen, die Teilnahme an die vergangenen Tage des Mittelalters zu wecken oder wach zu erhalten. Wohl! gibt es noch eine Zahl von Fürstengräbern mit den charaktervollen Gestalten der einstigen Herrscher, aber die meisten finden sich, fern ab vom Ver-

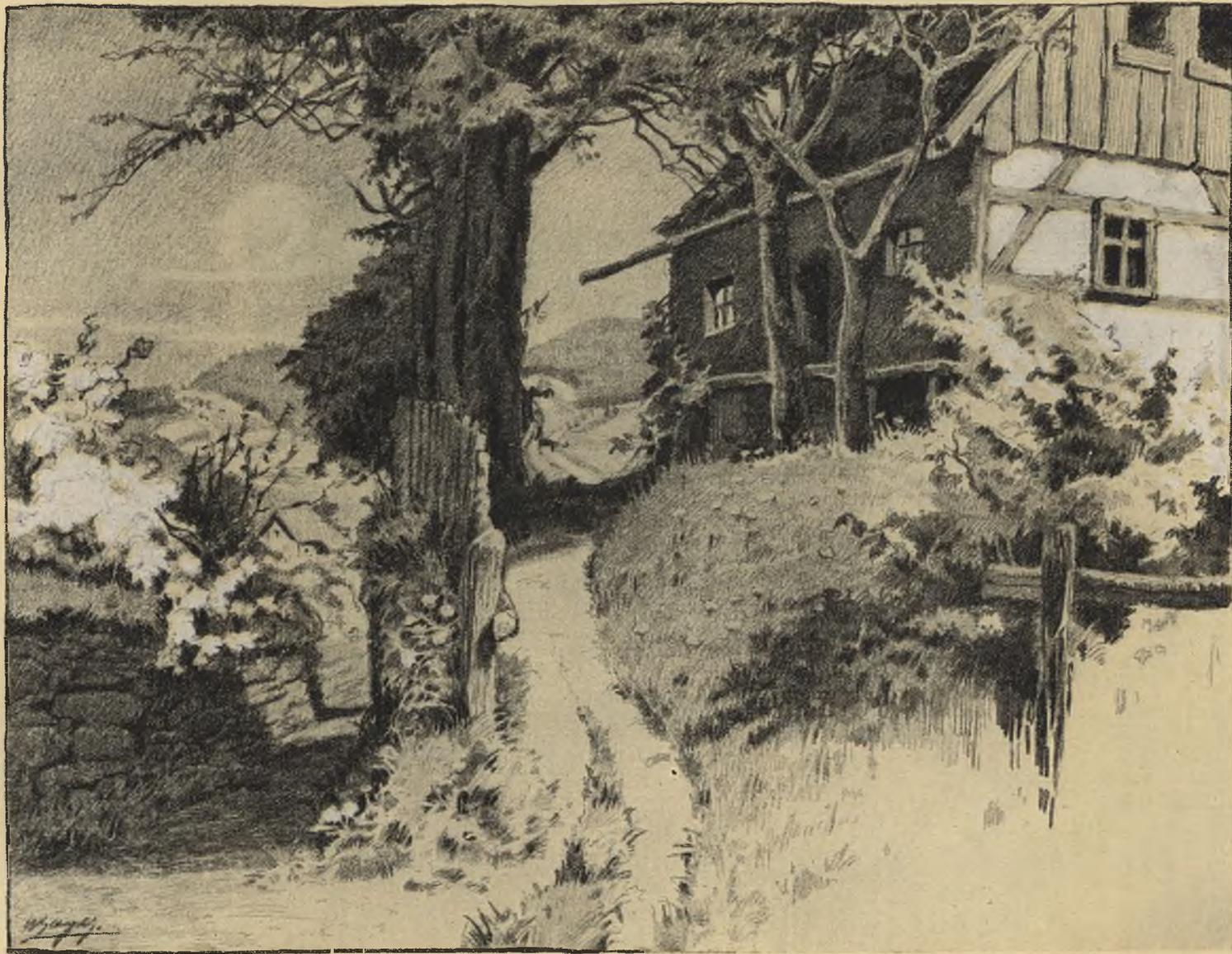
kehr, in stillen Klosterkirchen, wie z. B. in Leubus und Grüssau.

Das eben Gesagte gilt auch für Oberschlesien. Wohl saßen auch hier im Mittelalter fürstliche Herren in den Kleinstädten des Landes in großer Zahl, aber nur der mächtige Turm des Oppelner Pfastenschlosses erinnert uns an jene Tage. Verschwunden sind auch die Grabmäler, die in den Kirchen ihre letzte Ruhestätte schmückten, so noch im letzten Jahrhundert die Doppelgrabplatte eines unbekanntes Fürstenpaares in der ehemaligen Dominikanerinnenkirche von Ratibor. Nur an einer Stelle haben sich Denkmäler piastischer Herzöge erhalten: das ist in der Regierungsbezirkshauptstadt Oppeln. Die beiden älteren sind aber selbst den wenigsten Bewohnern der Stadt bekannt, da sie sich hinter dem Altar der evangelischen Pfarrkirche befinden, die einst den Minoriten eignete. Erst vor einigen Jahren sind sie dank der Bemühungen des Pastors von Dobschütz wieder, wie ursprünglich, auf Unterbauten (Tumben) gelegt worden, während sie bis

dahin in der Wand stehend eingemauert waren. Das ältere der beiden, das wir im Bilde bringen, zeigt uns die beiden Brüder Boleslaus den Älteren von Oppeln-Salzenberg und Bolko II., die um die Mitte des 14. Jahrhunderts starben. Auf dem jüngeren erblickt man den letzten Sohn Bolko III.



Grabplatte der Herzöge Boleslaus des Älteren und Bolkos II. in Oppeln.



Aus Wimmersath.

(† 1382) mit seiner Gemahlin Anna. Während häufig genug solche Grabplatten erst lange nach dem Tode der Dargestellten angefertigt wurden und deshalb auf Bildnisähnlichkeit keinen Anspruch erheben dürfen, müssen unsere Denkmäler, wie die Tracht ergibt, schon bald nach ihrem Abscheiden entstanden sein. Die drei Männer sind in der Rüstung dargestellt, tragen aber, um als Fürsten kenntlich zu sein, die Herzogskrone; die Topfhelme mit dem ober-schlesischen Adler als Helmschmuck dienen als Stützen der Häupter. Das Haupt der Anna ruht, wie gewöhnlich bei Frauen, auf zwei über Eck gelegten Kissen. Von trachtengeschichtlichem Interesse ist ihre wulstförmige Haube. Der damaligen Mode entspricht auch der weite Ausschnitt ihres von dem Mantel eingehüllten Kleides und der tiefe Sitz des Gürtels. Als Stützen der Füße dienen Löwen und Hunde, die der mittelalterlichen Symbolik entsprechend als Vertreter des durch den seligen Tod überwundenen Bösen aufzufassen sind. Auf der Platte der Brüder fesselt außerdem der zwischen zwei Tieren angebrachte Kübelhelm unsere Aufmerksamkeit, ein an dieser Stelle unseres Wissens sonst nicht vorkommendes Motiv. Obgleich die Gestalten liegen, sind sie nach dem gewöhnlichen Brauch als stehend gedacht. Das beweist besonders die Gestalt des Boleslaus, der eben im Begriff ist, mit

der Rechten sein Schwert aus der Scheide zu ziehen. Dafür spricht aber auch der Fall des Mantels, der sich bei der liegenden Gestalt ganz anders gestalten müßte. Ein großer Meister hat unsere Werke nicht geschaffen, trotzdem aber sind sie als handwerklich tüchtige Arbeiten anzusprechen. In den Gesichtern hat er sich sichtlich bemüht, das Individuelle der Persön-

lichkeiten herauszuarbeiten. Der Vollbart war damals im Anschluß an die am böhmischen Hofe der Luxemburger herrschende Bartmode auch in Schlesien aufgekommen. Endlich lassen die zahlreich vorhandenen Farbreste noch deutlich erkennen, welcher prächtigen Eindruck die Denkmäler einst gemacht haben müssen.

Ein weiteres Pflastergrabmal birgt die katholische Pfarrkirche von Oppeln. Es hält das Andenken an den letzten Fürsten dieses Stammes in Oberschlesien fest, des 1532 gestorbenen Herzogs Johannes, und besteht aus rotem Marmor.

In sehr geschickter Weise ist das herzogliche Wappen in den gegebenen Raum über der Inschriftplatte hineinkomponiert. Die wenigen Kunstformen, die wir erblicken, zeigen sich noch als gleichsam tastende Versuche in der jungen Kunst der Renaissance.

In voller Schönheit hat sich diese dagegen in den Bischofsgrabmälern der Neiße Pfarrkirche zum hl. Jakobus entwickelt, zu denen



Grabmal des Bischofs Balthasar von Promnitz in Neiße.
(Aus Jungnitz „Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe“.)

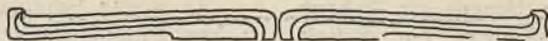
wir uns jetzt wenden. Gehörten doch die Bischöfe von Breslau in die Reihe der schlesischen Fürsten, wie sie ja auch heut noch als Erbe der Vergangenheit den fürstlichen Titel führen. Soweit ihre Grabdenkmäler aus dem Mittelalter erhalten sind, finden sie sich fast ausschließlich im Breslauer Dome, Neize besitzt nur ein einziges, das des Bischofs Wenzel († 1417), das aber erst lange nach seinem Tode, 1491, errichtet wurde. Die Grabplatte besteht aus Kunzendorfer Marmor mit Bronzeeinlagen am Rande. Die Gestalt des Kirchenfürsten mit der segnend erhobenen Rechten ist ziemlich roh gearbeitet.

Die übrigen Denkmäler zeigen uns nun, wie schon angedeutet, in prächtigen Beispielen die Entwicklung des neuen Stiles der Renaissance. Das älteste ist das des Jakob von Salza, der von 1520 bis 1539 den bischöflichen Stuhl inne hatte. Es ist noch nach altem Vorbilde eine aus rotbraunem, gesprenkeltem Marmor hergestellte Grabtumba. Während aber früher, so auch bei den Oppelner Grabmälern, die liegenden Gestalten vollrund herausgearbeitet sind, ist hier die des Bischofs in ganz flachem Relief gehalten. Die Seitenflächen sind durch Pilaster gegliedert, zwischen denen wir an den Langseiten in Laubkränzen die Köpfe römischer Krieger erblicken. In einer für unser Gefühl etwas merkwürdigen Weise wiederholt die eine Schmalseite das Bildnis des Bischofs. Einen anderen Typus zeigt das Grabmal des Bischofs Balthasar von Promnitz (1539—1562). Es ist ein Wandaufbau nach italienischer Art. Auf der eigentlichen Tumba baut sich eine von drei Säulen getragene offene Halle auf, unter der der Bischof in voller Amtstracht ruht. In Anlehnung an italienische Vorbilder hat er sein Haupt auf den linken Arm gestützt, der Löwe zu seinen Füßen erinnert uns dagegen an die erwähnten deutschen Grabfiguren. Das sparsame Schmuckwerk zeigt schon den völligen Sieg der neuen Stilformen. Ein aus rotem Salzburger Marmor bestehender Wandaufbau ist auch das Denkmal seines übernächsten Nachfolgers, des Bischofs Martin von Gerstmann (1574—1585). Je ein Paar Vollsäulen aus Serpentin tragen das über ihnen vorspringende Gebälk und schließen die in flachem Relief erscheinende Halbfigur des Bischofs ein. Den oberen Abschluß bildet das bischöfliche Wappen zwischen zwei Genien mit Fruchthörnern und den heiligen Johannes dem Täufer und dem Patron der Pfarrkirche, St. Jakobus.

Zu vollster Blüte ist der Renaissancestil in den Grabmälern der Bischöfe Kaspar von Logau (1562—1574) und Johannes II. von Sitsch (1600—1608) entwickelt. Sie stellen eine Verschmelzung des damals so beliebten Wandepitaphs und der Liegegrabmäler mit der auf den einen Arm gestützten Gestalt des Verstorbenen dar. Die Verknüpfung der beiden Arten von Denkmälern ist nicht restlos gelungen. In unschöner Weise, so als ob sie nur zufällig hingelegt wäre, überschneidet die Gestalt des Bischofs Johannes das Mittelrelief und die seitlichen Pfeiler, sie zum Teil verdeckend. Keiner zeigen sich die Kunstformen der Renaissance in dem erwähnten älteren Denkmal der gleichen Art. In dem des Johannes Sitsch klingt das Barock schon stark an. Doch trägt das Grabmal mehr deutschen Charakter, gerade auch infolge dieses Umstandes, und spricht so mehr zu unserem Gefühl. Lutsch, in seinen Kunstdenkmälern der Provinz Schlesien, hat recht, wenn er es zu den prächtigsten Denkmälern nicht nur der schlesischen, sondern der ganzen deutschen Hochrenaissance zählt. Wie so häufig in den Schöpfungen jener Zeit, besonders auch in Schlesien, tritt allerdings das Sigmürliche künstlerisch hinter dem Aufbau und dem diesen in überreicher Fülle überziehenden Schmuckwerk zurück.

Außer dem Wandaufbau im Breslauer Dome, der das Andenken des dort begrabenen Bischofs Sebastian von Rostock (1664—1671) festhält, besitzt auch die Pfarrkirche von Neize ein Epitaph desselben, das der Domkustos Heymann ihm 1674 gewidmet hatte. Es ist ein echtes Erzeugnis des ausgebildeten Barockstiles. Über der reich umrandeten Inschrifttafel erhebt sich ein runde Platte mit dem charaktervollen Reliefbildnis des Verstorbenen. Der Schnurr- und Spitzbart nuten uns heut bei einem Geistlichen der katholischen Kirche allerdings fremdartig an, entsprachen aber dem damaligen Zeitgeschmack.

Es sind verhältnismäßig nur wenige Fürstengrabmäler, vor die wir in Gedanken hingetreten sind — die meisten sind längst verloren gegangen — um so mehr müssen wir uns ihres Besitzes freuen. Sehen wir ganz von ihrer geschichtlichen Bedeutung ab, so sind sie zum Teil als Kunstwerke hoch einzuschätzen, geben uns aber außerdem ein treffliches Bild von der Entwicklung des Grabmals überhaupt, durch die Zeit vom 14. bis an das Ende des 17. Jahrhunderts, erzählen uns von den Wandlungen des Stiles, der Mode und schließlich auch der Weltanschauung.





Der Teilhaber.

Don Felix Janoske.

Als August Wullekamp aus dem Lazarett entlassen wurde und sein Geld zählte, fand er, daß sein Barvermögen 362,73 Mark betrug. Da ging er auf die Gabitzstraße, mietete sich einen Keller und richtete ihn für seine Bedürfnisse ein. Links in die Ecke kam sein Bett, daneben eine kleine Bank mit dem Waschgeschirr, rechts ein Schrank und vor das Fenster die Hobelbank.

Es schien ihm alles wunderschön.

„August Wullekamp, Tischlerei,“ stand auf dem Schild vor dem Kellereingang. Es war nur ein einfaches Holzbrett; der Wullekamp hatte es selbst gemalt. Man sah es. Aber man sah auch den Mann, der dazu gehörte, hinter den Kellerfenstern.

Vor einigen Tagen erst war er eingezogen, hatte sein Werkzeug in Schutz gebracht — es war in den vier Jahren ziemlich verrostet — und heute bereits stand der Raum voll gebrechlicher und hinfälliger Geräte wie ein Trödelladen, so daß jedem angst und bange werden konnte.

August Wullekamp wurde nicht bange. Das verlernt sich in vier Frontjahren. Er beschaute sein Möbellazarett, pfiß sich eins, schnitt, sägte, hobelte, leimte, bis er den ganzen a. v. und g. v. Hausrat f. v. gemacht hatte. Allerdings wurde ihm warm dabei; denn soviel Kram er auch als geheilt täglich entließ, es kam ebensoviel Zuzug herein und mehr.

Die ganze Gabitzstraße schien auf ihn gewartet zu haben.

Zuerst brachten die Hinterhäuser ihre wackligen Stühle und Tische. Die Herstellung war nicht leicht. Manche Weiber- und Kinderhand

hatte daran herumgepfuscht, ehe ein Stück den Weg zu ihm fand. Bald kam auch besseres Gerät in den Keller, an dem er mehr Freude hatte. Dazwischen war immer noch Zeit, ein neues Stück zu schaffen, ein Bücherbrett, ein Schränkchen, eine Fußbank, die er nur ungern aus der Hand ließ; denn wie ein Künstler liebte er seine Erzeugnisse und liebte sein Handwerk.

Lange genug war er fort gewesen, hatte auch immer Glück gehabt, bis ihm noch am Schluß ein böser Splitter das Bein zerfetzte. Gott sei Dank, es war noch gnädig abgegangen. Das bißchen hinten konnte man kaum noch bemerken; an der Arbeit hinderte es ihn so gut wie gar nicht. Andere waren schlimmer dran.

Darum pfiß auch der August am frühen Morgen sein Dankgebet, und die Bettstelle der hochherrschastlichen Köchin im ersten Stock des Vorderhauses quiette bedrohlich; ihr Inhalt drehte und rechte sich zum Aufstehen. Es war Schlag halb sieben. Wenn sie dann im Unterrock die Morgensuppe auf Gas stellte, da pfiß drüben schon der Hobel, und ehe sie den letzten Schwanz des Zopfes sicher untergebracht hatte, da stand gegenüber schon der erste Stuhl ausgeflückt zur Abholung bereit.

Ein fleißiger Mann, der Wullekamp, auch eigentlich ein hübscher Mann. Nur wußte man nie, woran man mit ihm war; ob er Spaß oder Ernst meinte. Das Gesicht blieb das gleiche, wenn er eine Liebeserklärung machte oder drei Mark für Ausbesserung eines Gerätes verlangte. Immerhin, die heiratsfähige Weiblichkeit achtete ihn hoch. Doch auch Männer wußten ihn zu schätzen.

Eines Tages, so kurz vor Feierabend, klettert ein Knirps von sieben oder acht Jahren die Kellertreppe hinunter.

„Herr Tischlermeister,“ sagt er, „Sie könnten mir ein paar Hobelspäne schenken. Ich kann kein Feuer kriegen. Das Holz ist naß, die Kohle mag nicht anbrennen, und in einer Stunde sollen die Kartoffeln weich sein.“

Der frühreife Ernst von Selbständigkeit lag auf dem frischen Jungengesicht.

„Erst muß ich wissen, wer du bist,“ entgegnete der Wullekamp.

„Ich bin der Kurt Burring und wohne mit der Mutter über Ihnen.“

„Schön, Kurt. Das Weitere kannst du mir ein andermal erzählen. Hier ist ein Korb für die Späne. Die Abfälle darfst du auch nehmen. Kannst du auch alles tragen? Gut! Den Korb bringst du mir bald wieder. Verstanden?“

In zehn Minuten war Kurt wieder unten.

„Es brennt,“ meinte er; „mit solchem Holz ist leicht Feuer machen.“

„Was gibt es heut abend bei euch?“ erkundigte sich der Tischler.

„Ich koche sechs große Kartoffeln, drei für mich, drei für die Mutter.“

„Zuviel ist das nicht.“

„Nein; aber meist gibt mir die Mutter noch eine ab.“

„Hast du Zeit?“

„In einer Viertelstunde muß ich nach dem Feuer sehen.“

„Gut! Dann trage mir indessen die Bank ins Bündel hinüber. Die Frau wartet schon darauf. Die Ausbesserung kostet zwei Mark!“

Kurt schleppte mit Eifer die Bank über die Straße, brachte das Geld und in Papier eingewickelt etwas Quarz.

„Das hat mir die Frau mitgegeben,“ sagte er.

„Der ist für dich,“ entschied der Wullekamp. „Morgen kannst du dir wieder Späne holen. Jetzt aber vergiß deine Kartoffeln nicht und mach, daß du fortkommst.“

Das war die erste Begegnung zwischen August Wullekamp und Kurt Burring.

Anderntags stellte sich der Junge wieder ein, diesmal eine Stunde früher. Er trug zwei Stühle fort, wollte aber nachher keine Späne mitnehmen.

„Wir haben noch genug,“ meinte er.

„Was kochst du heute?“ fragte der Wullekamp.

„Heut gibt's Graupensuppe; die Kartoffeln sind knapp.“

„So? Na, ich habe noch genug. Warte mal.“ August griff in eine Kiste unter der eisernen Bettstelle, nahm einige handvoll Kartoffeln

heraus, packte sie in ein Papier und gab sie dem Jungen.

„Geschäft ist Geschäft,“ meinte der Wullekamp. „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Du kannst zu mir kommen, wenn es dir paßt. Die Stube ist warm, und es gibt manchen Gang zu tun.“

So hatte sich Kurt eingenistet, und zwischen den beiden war bald gute Freundschaft.

Kurt wußte Bescheid mit sämtlichen Marken und besorgte dem Tischler die Lebensmittel, wie er sie für Mutter besorgte. Das war dem Wullekamp sehr recht; denn er ging nicht gern von der Arbeit weg, um die Zeit mit müßigem Stehen in den Geschäften totzuschlagen. Mitunter tat der Junge auch einen Handgriff in der Tischlerei und war dann sehr stolz.

„Was macht denn eigentlich deine Mutter?“ fragte der Meister gelegentlich seinen Gehilfen.

„Ich habe sie noch nie zu Gesicht bekommen.“

„Mutter macht Bedienung. Da muß sie zeitig heraus und kommt spät abends nach Hause. Früher hat sie Uniformen und Mäntel genäht. Da hat sie schönes Geld verdient. Das ist jetzt leider vorbei.“

„Und der Vater?“

„Der ist lange tot. Er war Ingenieur und ist in die Maschine gekommen.“

„Da ist es euch früher wohl besser gegangen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Junge nachdenklich. „Es mag wohl aber so sein.“

Er war jetzt jede freie Minute in der Tischlerwerkstatt und machte dort sogar seine Schularbeiten.

„Bei dir ist es hübsch warm, und draußen kriegt man nasse Süße,“ sagte er entschuldigend.

Dem Wullekamp tat die Zuneigung des Jungen wohl. Er erzählte ihm seine Kriegserlebnisse, besprach mit ihm die kleinen Sorgen des Geschäfts und des täglichen Lebens wie mit einem Erwachsenen, und der Junge gab ernsthaft Bescheid, so gut er es vermochte.

Die Arbeit wuchs. Wullekamp nahm sich kaum Zeit, sein einfaches Mahl herzurichten. Die häuslichen Derrichtungen wurden ihm lästig.

„Kurt,“ sagte er, „wir müssen heiraten. So geht das nicht länger. Ich muß jemand haben, der mir die Wirtschaft besorgt.“

„Wir haben viel Arbeit,“ sagte Kurt einsehtsvoll. „Wenn es halt sein muß, dann müssen wir uns drein schicken.“

„Was hältst du von der Berta, die eben hier war?“ fragte Wullekamp.

„Die Berta ist furchtbar stark,“ erkannte Kurt begeistert an. „Die kann dir einen gefüllten Kohleneimer strecken. Sie hat es neulich im Hausflur dem Kürassier, der immer mit ihr geht, vorgezeigt.“

„So, so! Und die kleine Anna, die gestern die Kutsche holte?“

„Fräulein Anna schenkt mir oft Süßigkeiten. Die bekommt sie von den Herren, mit denen sie abends tanzt. Sie hat immer etwas zum Naschen in der Tasche.“

„Ich brauche eine Frau zur Arbeit und nicht zum Vergnügen,“ meinte der Wullekamp. „Mit der Anna scheint es auch zu hapern. Weißt du nicht eine andere?“

Kurt wußte keine.

„Ich werde mal die Mutter fragen,“ sagte er; „Mutter weiß gewiß besseren Rat.“

„Nein, lieber nicht,“ bedachte Wullekamp; denn ihm fiel bei, daß derartige Gespräche mit dem Jungen der Frau Burrig vielleicht nicht angenehm sein möchten. „Nein, sage nichts davon. Kommt Zeit, kommt Rat“.

Er pfiß einen wilden Marsch, daß die Wände gellten, wie er immer tat, wenn etwas in ihm nicht in Ordnung war.

Eines Tages wartete der Wullekamp vergeblich auf Kurt. Es wurde Mittag; er kam nicht. Eine ärgerliche Unruhe erfaßte ihn. Schon dachte er daran, ihn aufzulesen, da erschien eine junge Frau in der Werkstatt; oder war es ein Fräulein? Sie war von ziemlich großer Gestalt und hielt sich gerade. Ihr Gesicht war hübsch, doch abgemüdet. Wullekamp wußte nicht, wofür er sie zu nehmen und wie er sie anzureden hätte.

Es war Frau Burrig. Kurt hatte sie gebeten, den Freund zu benachrichtigen, daß er zu Bett liege und darum nicht kommen könnte.

Also das war Frau Burrig. Wullekamp verpaßte über der Befriedigung seiner Neugier beinahe, Näheres zu erfragen.

Nein, die Krankheit wäre nicht schlimm. Nur eine leichte Erkältung. Ein Tag Bettruhe würde Kurt wieder auf die Beine helfen. Wenn sie abends nach Hause käme, hoffte sie, ihn schon besser zu finden. So erzählte die Frau.

August fühlte das Bedürfnis, die Unterhaltung etwas in die Länge zu ziehen.

„Der Junge kann doch nicht den ganzen Tag allein bleiben,“ entgegnete er.

„Ich lasse ihn auch nur ungern allein,“ meinte sie; „aber ich habe schon den Vormittag geopfert. Leider muß ich nun fort. Die Herrschaften sind sehr peinlich.“

„Da werde ich halt hin und wieder nach ihm sehen,“ sagte Wullekamp entschieden.

„Sie haben soviel Arbeit,“ antwortete sie zögernd. „Ich weiß es von Kurt. Soll ich da Ihre Freundschaft in Anspruch nehmen?“

„Selbstverständlich muß ich den Jungen besuchen. Er ist doch mein getreuer Mitarbeiter,“ scherzte er; „mir ist schon bange nach ihm.“

Sie lächelte über den Eifer in seinen Worten und meinte:

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Hier ist der Schlüssel. Ich werde mir ihn abends bei Ihnen abholen. Auf Wiedersehen, Herr Wullekamp.“

Sie ging und er sah ihr nach. Ging sogar die Kellertreppe hinauf und guckte durch die Scheiben, bis sie verschwunden war. Dann betrachtete er sich im Spiegel.

„August,“ so redete er sich selber an, „du bist ein Drecksint. Die wird einen schönen Eindruck von dir bekommen haben. Der verfluchte Schützengraben! Ich glaube, ich habe mich heut überhaupt noch nicht gewaschen und gekämmt. August! Du mußt heiraten. Es ist die höchste Zeit, sonst verkommst du im Dreck.“

Er pfiß seinen Sturm marsch und reinigte sich gründlich, bevor er Kurt besuchte.

Wullekamp hatte gut daran getan. Er merkte es, sobald er die Wohnung betrat. Das blinkte und blitzte schon in der Vorküche wie seinerzeit bei seiner Mutter. Gott, war das lange her.

„Bist du schon zurück?“ rief es aus dem kleineren Zimmer.

„Ich bin's, der August,“ gab der Tischler zurück.

Er trat ein. Dieselbe blütenweiße Sauberkeit. Wie die Frau das in diesen Zeiten nur fertig brachte!

Kurt hatte einen roten Kopf, war aber sonst ganz vergnügt.

„Die Mutter hat immer so Angst um mich,“ sagte er. „Ich hätte ruhig können zur Schule gehen.“

„Die Grippe geht noch um,“ erwiderte August. „Man kann nicht vorsichtig genug sein. Kann ich dir etwas besorgen? Hast du Appetit?“

O ja, Appetit hatte er; am liebsten wollte er eine große Butterschnitte.

Da war der Tischler beruhigt, holte ihm aus seinen Vorräten ein Butterbrot, brachte auch Holz und Kohle mit und machte auf Kurts Rat im Nebenzimmer Feuer. Es war eine größere Stube, und manch schönes Stück stand darin, das den Kenner entzückte.

Da war ein massiger Schreibtisch, eine zierliche Anrichte mit geschmückten Säulen, ein Mahagonischränkchen mit altem, wertvollem Geschirr. Das hatte es dem Tischler besonders angetan.

Als Frau Burrig ihre Wohnung betrat, schlug ihr eine angenehme Wärme entgegen. Das Abendbrot stand fertig auf dem Tisch. Sie brauchte sich nur hinzusetzen und zuzulangen.

„Herr Wullekamp hat ein goldenes Herz,“ sagte sie. „Es stünde gut in der Welt, wenn es viel solcher Menschen gäbe.“

August wurde ganz verlegen, als ihm die junge, hübsche Frau am nächsten Morgen ihren Dank abstattete, obgleich er seinen äußeren Menschen in bester Ordnung wußte. Er starrte ihr wieder durchs Kellerfenster nach und vergaß sogar das Pfeifen.

Es war auch weiter nichts Wunderliches, daß er einen Tisch verkehrt leimte und merkwürdige Preise für seine Arbeit verlangte. August kam erst wieder ins Lot, als Freund Kurt bei ihm erschien. Und da auch noch nicht ganz.

Er behandelte den jungen Mann mit einer weichen Zärtlichkeit, tätschelte und streichelte ihn, als habe er ein kleines Mädchen vor sich und nicht einen strammen Jungen und Teilhaber der Firma. Denn das war der Kurt geworden. Auf dem Schilde draußen stand jetzt: „August Wullekamp u. Co.“, und der Co war eben Kurt, wie ihm der Tischler erklärte.

„Du,“ sagte Kurt eines Tages, „die Mutter möchte einen Schrank verkaufen. Wenn du Zeit hast, könntest du ihn einmal ansehen und abschätzen.“

„Doch nicht den Mahagonischrank?“

„Ja, den Mahagonischrank.“

Da wurde es stille in der Werkstatt.

Am Abend war der Tischler bei Frau Burring.

„Sie wollen den Mahagonischrank verkaufen?“ fragte er. „Es ist ein schönes, wertvolles Stück und möchte wohl seine 800 bis 1000 Mark bringen. Der Liebhaber zahlt dafür vielleicht noch mehr. Trotzdem würde ich Ihnen zu dem Verkauf nicht raten. So einen Schrank kriegen Sie nie mehr wieder.“

„Ich weiß es,“ seufzte sie; „aber es muß sein. Das Leben ist voller scharfer Kanten und dunkler Ecken. Man möchte starke Ellenbogen haben, um sich überall durchzudrücken. Das ist nicht jedermanns Sache. Wir befinden uns auf abschüssiger Bahn und können den Lauf nicht innehalten. Unten aber lauert das Elend. Stück für Stück, eine Erinnerung nach der andern ist fortgegangen, und was erwartet uns dann?“

Zu lange hatte sich das Leid in Frau Elise versteckt vor der Gleichgültigkeit der Welt, die durch Gewöhnung an größeres Unglück jede Teilnahme verloren hatte. Hier war einer, der das Mitleid noch nicht verlernt zu haben schien. Da brach das Leid hervor und strömte über.

Wullekamp nahm die Hände der Frau in die seinen und sagte:

„Sie haben einen guten Freund, Frau Burring. Der August Wullekamp hat noch keinen in der Patzche sitzen lassen.“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete Frau Elise; „aber gute Freunde verpflichtet man sich ungern. Das letzte bißchen Stolz zieht vor, schlechte Geschäfte mit einem Fremden zu machen, als gute mit einem ergebenen Freunde, der davon benachteiligt würde.“

Da gab Wullekamp den Plan, das Schränkchen selber zu kaufen, auf. Allerdings blieb es in der Wohnung. Dafür hörte er von Kurt eine andere Neuigkeit, die den Tischler nicht wenig erregte. Der erzählte ihm nämlich:

„Ich werde wohl nicht mehr lange zu dir kommen.“

„Warum nicht?“ fragte Wullekamp erstaunt.

„Der Wirt hat uns gesteigert, und Mutter will eine kleinere Wohnung nehmen.“

„Jetzt findet sie keine Wohnung. Der Umzug würde zudem mehr kosten als die Mietersparnis von einem ganzen Jahre.“

„Das mußt du ihr selber sagen. Sie ist jetzt immer so traurig und mag gar nicht mehr lachen. Höre mal, August, könntest du Mutter nicht heiraten? Da könnten wir uns das alles ersparen.“

Der Vorschlag war entschieden praktisch; aber der Wullekamp kratzte sich den Kopf und meinte bedenklich:

„Ich möchte schon; aber die Sache hat einen großen Haken. Siehst du, Kurt, deine Mutter war früher eine vornehme Dame. Das vergißt sich nicht so leicht. Ich bin der Tischler August Wullekamp. Sie würde mich nicht wollen.“

Kurt musterte ihn eingehend vom Kopf bis zu den Füßen.

„Mir gefällst du, und der Mutter sicher auch. Sie hat mir auch schon erlaubt, bei dir Tischler zu werden, weil du ein tüchtiger Meister bist.“

„So, so! Das hat sie gesagt?“

„Ja, und daß du ein goldenes Herz hast.“

„Junge, Kurt!“

August piff einen weichen Walzer, um seiner Gefühle Herr zu werden.

Beim Gutenachtsagen kriegte Kurt seine Mutter um den Hals.

„Mutter, willst du mir einen Gefallen tun? Weißt du, bloß einen ganz kleinen,“ bettelte er.

„Na, was gibts denn? Du bist ja so aufgeregt.“

„Mutter, heirate doch den August.“

Sie wurde über und über rot und wollte abwehren. Er aber ließ nicht locker und suchte ihr seinen Vorschlag annehmbar zu machen.

„Sieh mal, Mutter, dann bleiben wir bei einander. Der August ist auch ein hübscher Mensch. Ich habe mir ihn angesehen.“

„Lieber Junge, du weißt ja nicht, ob dein Freund überhaupt heiraten will. Sei nur still davon.“

„Nein, Mutter, er möchte schon.“ Er traut sich nur nicht zu fragen, weil du eine Dame bist.“

Da lachte Frau Elise seit langer Zeit wieder einmal recht herzlich.

„Du bist ein kleiner Plagegeist. Würdest du denn gern den Herrn Wullekamp zum Vater haben?“

„Ja, sehr gern.“

Da gab sie ihm einen Kuß.

Mit der ganzen Hartnäckigkeit einer Jungenseele verfolgte Kurt sein Ziel weiter.

„Möchtest du gern mein Vater werden?“ redete er am andern Mittag den Tischler an.

„Sehr gern und mit Vergnügen,“ sagte August mit Überzeugung.

„Dann ist alles richtig. Sprich doch mal mit Mutter darüber. Das ist das Einfachste. Sie ist gerade oben.“

Da sah ihn der Wullekamp groß an; dann schien ihm der große Entschluß zu kommen. Er stürzte an den Kleiderspind, zog den schwarzen Rock an, wobei er freilich vergaß, daß Arbeitshemd, Hose und Latschen wenig dazu paßten.

Dazwischen sagte er hastig zu Kurt:

„Warte hier ein bißchen. Wenn Kunden kommen sollten, so bescheide sie, ich käme gleich.“ Damit stolperte er die Treppe hinauf.

Kurt wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Da endlich standen zwei an der Tür, und August küßte die Mutter, die rot und verlegen ausah.

„Bist du nun zufrieden?“ rief er.

„Vater! Mutter!“ schrie der Junge. „Ich habe so lange gewartet. Das Heiraten muß doch schrecklich schwer sein.“



Hoch-Zeit.

Kein Alltag, Herr! Kein träges Treiben
Im Trotten der Alltäglichkeit!
Mein Leben will ich dir verschreiben
Um eine Spanne hoher Zeit!

Einmal, einmal nur stehn auf Höhen,
Auf Wolken schweben . . . sternweit —
Und dann, wie Klänge lei' verwehen,
Für Gleiten hin zur Ewigkeit.

Hanna Rosenberger.

Herbstgang.

Leise rinnt von allen Zweigen
Buntes Laub zur Erde nieder.
Hernher schrillt ein Vogelschrei,
Eine Biene summt vorbei.

Sommerfäden, weich wie Seide,
Hängen sich an meine Kleider,
Und mein Fuß bei jedem Schritt
Nimmt ein welches Blättlein mit.

Magdalene Erbe.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einführungswort	
Kalendarium	
Kunigundens Geschichte von Paul Barsch, mit Buchschmuck von Walter Bayer	28
Pauer und Dichter, Gedicht von Hans Köfler	32
Die Friedenskirche zu Schweidnitz von Dr. Arthur Lindner, mit 2 Federzeichnungen von Georg Rasel	33
Eine strafbare Tat. Eine Episode aus meinem Leben von Paul Keller	37
Das schlesische Notgeld von Dr. Ferdinand Friedensburg, mit 5 Abbildungen	39
De Wurscht ohne Brut, Gedicht von Marie Klerlein	42
Name kein Schall und Rauch, sprachgeschichtliche Plauderei von Prof. Dr. Karl Olbrich, mit Buchschmuck von Walter Bayer	43
Vom Oderwald und Oderland von Georg Hallama, mit 4 Abbildungen	46
Aus der Siedelungsgeschichte der oberschlesischen Städte von Dr. Otfried Schwarzer, mit 2 Abbildungen	49
Wie ich mit einem Wurm einen Hecht angelte, von Roland Betsch, mit 4 Zeichnungen von Georg Schütz	55
Spruch von Hugo Reinhart	58
Das Bauernhaus des Hirschberger Museums von Geh. Sanitätsrat Dr. Baer, mit 2 Abbildungen	59
Das Dohlenest, Gedicht von Alexander Kirchner, mit Buchschmuck von Margarete Schmedes	63
Schlesier in der Fremde von Stadtarchivdirektor Prof. Dr. Wendt, mit 2 Abbildungen	65
Unsere schlesischen Eiben von Prof. Dr. Theodor Schube, mit 5 Abbildungen	69
fürstengräber in Oberschlesien von Prof. Dr. Paul Knötel, mit 2 Abbildungen	72
Der Teufelhaber von Felix Janoske, mit Buchschmuck von Margarete Schmedes	75
Hochzeit, Gedicht von Hanna Rosenberger	79
Herbstgang, Gedicht von Magdalene Erbe	79

Kunstbeilagen.

Zeichnungen von Walter Bayer.

Herrenhaus Rudelstadt	vor dem Titel
Bauernhaus in Neurode bei Lüben	hinter Seite 32
Marktplatz in Volkenhain	" " 40
Die Oder bei Leubus	" " 48
Egmontschacht bei Gottesberg	" " 54
Bauernhaus im Vorgebirge	" " 58
Portal des Pfastenschlosses in Liegnitz	" " 64
Aus Nimmersath	" " 72



Briefpapiere

für Geschenke u. persönlichen Bedarf

Foto-Alben

zum Einkleben und zum Einstecken

Postkarten-Alben

Poesie-, Tage- und
Kochrezept-Bücher

Schreibmappen

Schreibunterlagen

Spielkarten

für Skat, Whist, Patiences,
Bridge, Poker

Drucksachen

für Privat- und
Geschäftsbedarf

Besuchskarten

Verlobungs - Anzeigen

Einladungen und Danksagungen

Speise- und Tischkarten

Goldfüllhalter

empfiehlt in großer Auswahl

Richard Stüwe, Breslau,

Schweidnitzer Strasse 28, schrägüber dem Stadttheater.

Hauffeilen Kellereien

Spezialität:

Deutsche Naturweine

von Winzer u. weinbautreibenden Genossenschaften.

Probier- Junkernstr. 1-3 **Breslau**
 Stuben: Ecke Blücherplatz

Fernsprecher:
 Kontor 2891 · Probierstuben 1315

Personen-, Lasten-, Speisen- usw. Aufzüge

Fahrstühle

Breslauer Aufzug-Fabrik Wilh. Kolbe,

Breslau, Hubenstraße 64.

„Paul Keller wird dankbare Leser finden. So etwas köstliches wird ihnen nicht alle Tage geboten . . . Wer ihn einmal gelesen hat, wäht ihn zu seinem Hausdichter, dessen Werke er vollzählig nicht nur auf dem Bücherbrett haben, sondern vor allem tief in Sinnen und Denken bewahren muß. Solche Dichter brauchen wir . . . solche Werke richten das Volk auf und geben ihm das Wasser lebendigen Lebens. Darum wohnt uns, daß wir den deutschen Dichter Paul Keller haben!“
„Der Weltmarkt“, Hannover.

Paul-Keller-Bücher

- Hubertus.** Ein Waldroman. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Ferien vom Ich. Roman. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Waldwinter. Roman aus den schlesischen Bergen. Mit Bildern. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Das letzte Märchen. Ein Idyll. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Die alte Krone. Roman aus dem Wendenland. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen. Mit Bildern. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Der Sohn der Hagar. Roman. Mit dem Bilde des Verfass. 66—71. Aufl. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.
Die fünf Waldstädte. Ein Buch für Menschen, die jung sind. Mit Bildern. Brosch. 3,25 Mk., geb. 4,50 Mk.
Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten u. großen Dingen. Mit Bildern. Brosch. 3,25 Mk., geb. 4,50 Mk.
Das königliche Seminartheater und andere Erzählungen. Brosch. 3,25 Mk., geb. 4,50 Mk.
Von Hause. Ein Päckchen Humor aus den Werken von Paul Keller. Mit Bildern. Brosch. 3,25 Mk., geb. 4,50 Mk.
Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter. Alten und jungen Leuten erzählt. Mit Bildern. Geb. 1,60 Mk.

Gesamtabsatz der Bücher bisher rund 1¹/₄ Million.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.



Ollendorff & Co.

Steintohlen-, Britetts-, Koks-Großhandlung

Breslau, Schloßplatz Nr. 4

Telegrammadresse: Ollendorff Compagnie

Fernsprech-Anschluß Amt Ring Nr. 765



LOKOMOBILEN

für Landwirtschaft u. Industrie

Dampfdreschmaschinen

mit Selbsteinleger, Spreu- und Kurzstrohgebläse

Motor- u. Putzdreschmaschinen

Strohpressen

ferner Pflüge, Kultivatoren, Eggen, Drillmaschinen, Göpel, Dreschmaschinen,
Getreide-Reinigungsmaschinen, Häckselmaschinen, Rübenschneider usw.
empfiehlt in bekannt bester Ausführung

Th. Flöther, A.-G., Filiale Breslau 13

Kaiser-Wilhelm-Straße Nr. 36/38

Fernsprecher Nr. 770.



Das Flemminghaus

erweiterte Geschäfts- und Betriebsräume der Carl Flemming Akt.-Gesellschaft in Glogau

beschäftigt über 300 Angestellte und ist mit einem Maschinenpark ausgestattet, der mehr als 150 neuzeitliche Maschinen und Hilfsmaschinen umfaßt. / In den umfangreichen Räumen sind die verschiedensten Druckverfahren untergebracht. / Mit Recht verdient das Unternehmen die Bezeichnung als

Ostdeutschlands und Schlesiens

größte, vielseitigste graphische Kunstanstalt.

Alle nur erdenklichen Druckfachen für den Haus- und Geschäftsbedarf, vom einfachsten Briefumschlag bis zu Mutterbüchern mit originalgetreuen Abbildungen / für Behörden: besonders Wertpapiere, Papiernotgeld / ferner Zeitschriften und Zeitungen in Rotationsdruck / Landkarten, auch für Reklamezwecke / Bücher, sowohl in einfachster Ausführung, auch mit fremdsprachlichem Text, wie Werke mit prachtvollen Bildbeilagen, werden in multergültiger Weise angefertigt. / Druck und Verlag des „Niederchlesischen Anzeigers“.



Die fachmännische Leitung dieses vielseitigen Unternehmens bürgt für eine äußerst sorgfältige und individuelle Behandlung der Aufträge.

CARL FLEMMING AG, GLOGAU

Für Groß-Berlin: Berlin W 50, Geisbergstraße 2

Telegramme: Flemminghaus Glogau / Fernsprech-Anschlüsse Nr. 480, 481, 482, 483.

Joh. Gottl. Berger, Honigkuchenfabrik

Breslau * Neue Schweidnitzer Straße 2a

Erste und älteste am Platze

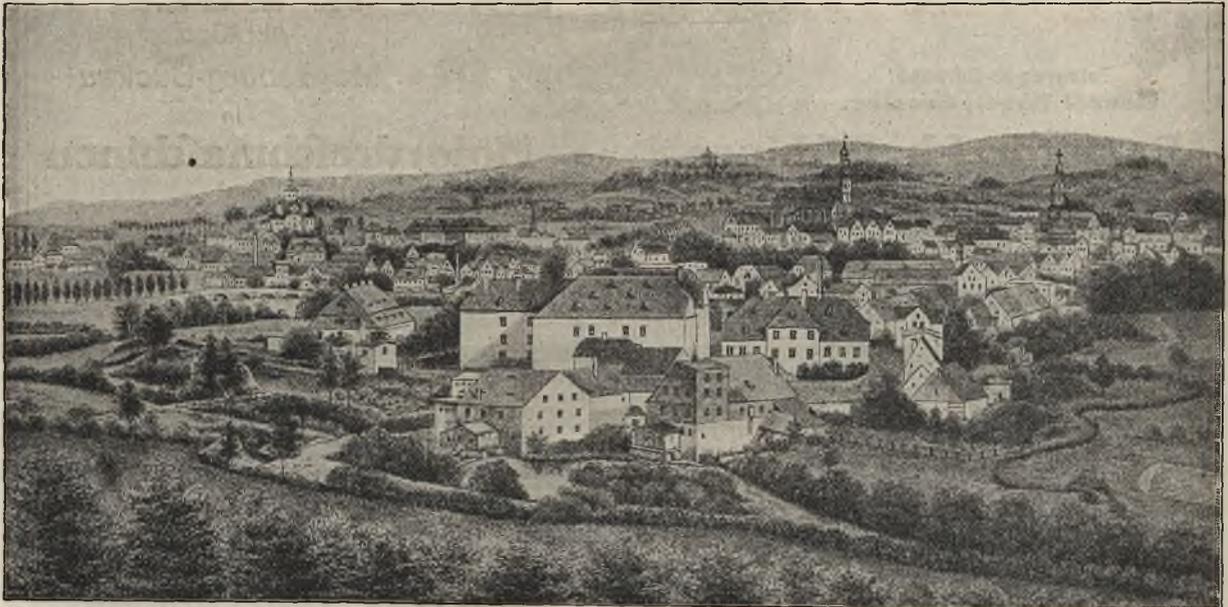
empfiehlt seine

rühmlichst bekannten Honigkuchen eigener Fabrikation, täglich frisch.

Konfitüren — Schokoladen — Marzipane — Thees.

Fernsprecher 1107

Gegründet 1826



Sierichberg im Jahre 1869.

HANS RUMSCH · BRESLAU XIII

INHABER: MAX STREIT · DEKORATIONSMALER

FERNRUF 1657

HOHENZOLLERNSTRASSE 42

FERNRUF 1657

DEKORATIVE MALEREI · FEINLACKIERUNGEN
VERGOLDEWERKSTÄTTEN · JEDE ART VON
MALERARBEITEN IN BESTER AUSFÜHRUNG

ERSTKLASSIGE EMPFEHLUNGEN = HOHE AUSZEICHNUNGEN

Menzel & Nagel, Maschinenfabrik

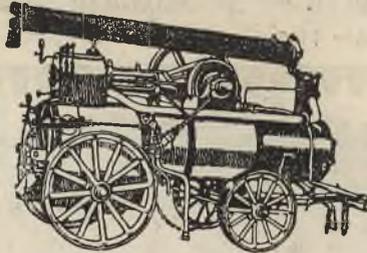
Breslau, Höfchenstraße 36/40

empfehlen

landwirtschaftliche Maschinen und Geräte aller Art

besonders preiswert unter kulantesten Zahlungsbedingungen.

Größtes Lager am Platze.



Telephon
Nr. 3169 und 6520.

Telegramm-Adresse:
Menzel Nagel, Breslau.

General-Vertretung
der
weltberühmten Spezialfabrik

R. WOLF

Akt.-Ges.

Magdeburg-Buckau

in

Dampfdreschmaschinen * Motordreschmaschinen
Lokomobilen und Strohpressen

Tüchtige Monteure
jederzeit zur Verfügung.

*

Reserveteile in größter
Auswahl am Lager.

Generalvertrieb

der

Reinerzter Heilquellen / Calciumquelle Hubertusbad

Herm. Strata

Heil- und Tafelwässer

Breslau, Berliner Str. 42 und am Rathaus 10

Gegründet 1849

Nr. 42 Berliner Straße Nr. 42
Eigener Speicher mit Gleisanschluss

Nr. 426 Fernsprecher Nr. 426
Postcheckkonto Breslau Nr. 2490

Georg Felix

Färberei &
chem. Wäscherei
Breslau

Gräbschenerstrasse 249-251
Filialen in allen Stadtteilen

Abteilung für
Gardinen:
Wäscherei:
Auf Neu!



Trauer-
Sachen
in 24 Std.
Fernsp. 5639

Tadellose Arbeit · Solide Preise · Größte Pünktlichkeit

BÜCHERREVISOR EMIL SEIFFERT,

Sachverständiger für Buchführung und Steuersachen.

Neuanlage, Abschluß und Revisionen landwirtschaftlicher und kaufmännischer Bücher, Führung von Wirtschaftsbüchern nach Wochenberichten, Gutachten und Beglaubigungen. Steuerberechnung, Prüfung und Beratung.

BRESLAU, AUGUSTASTR. 148 * TELEPHON 9146

Photo-Artikel

für
Wissenschaft

Technik

Sport



Reichhaltige
Preisliste

Illustrierte
Monatschrift

Fernsprecher
178 • 4178

Telegr.-Adresse
Photofischer-Breslau

Fischer & Comp., Breslau I, Taschenstraße 25.



J. U. Kerns Verlag

(Max Müller), Breslau.



Illustriertes Buch der Patienzen. Erster Band.
60 Patienzen Spiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten.

Illustriertes Buch der Patienzen. Neue Folge.
Noch 60 Patienzen Spiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten.

200 Napoleon-Patienzen. Erst. Band. **200 Napoleon-Patienzen.** Zweit. Band.
Ausgewählte Probleme dieser fesselndsten und schwierigsten Patience, deren jede in auf- und absteigender Richtung lösbar ist. Das erste Bändchen hat soviel Beifall gefunden, daß der Verfasser ein zweites mit 200 neuen Problemen zusammengestellt hat.

Illustr. Bridge-Buch. Vorzügl. Lehrbuch des Bridge. Mit zahlreichen illustr. Spielaufgaben.

Illustriertes L'hombrebuch.

Eleganteste Ausstattung in mehrfarbigem Druck.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Preis
jedes Bändchens
fein gebunden
9 Mk.

Preis
jedes Bändchens
fein gebunden
6,50 Mk.



Kaatz'sches Konservatorium der Musik

Ohlauer Straße 56, Eingang Schuhbrücke 78

Leitung: F. Kaatz

Ausbildung in allen Zweigen
der Tonkunst
von den ersten Anfängen bis zur
künstlerischen Reife

Nur Einzel-Unterricht
in ganzen und halben Stunden

Musikpädagogisches Seminar
Prüfungskommissar: Herr Königl.
Musikdirektor Paul Mittmann

Harmonium-Unterricht
Alle Systeme
Expressionspiel · Kunstharmonium



Königl. Preuß. gold.
Staatsmedaille.

W. Fikner, G. m. b. H.,

Laurahütte.



Königl. Preuß. gold.
Staatsmedaille.

Wassergaschweißwerk, Dampfkesselfabrik u. Mech. Werkstätten

Moderne Dampfkesselanlagen.

Dampfkessel aller Art. Neuester Garbe-Steilrohrkessel, D. R.=P. Fikner-Kammer-Wasserrohrkessel. Glogner-Glieder-Wasserrohrkessel, D. R.=P. Flachrohrdampf-Überhitzer, D. R.=P. Mechanische Kettenroste. Entaschungen. Rauchgasvorwärmer. Wasserreinigungsanlagen. Kleinfuerschweißungen an Dampfkesseln an Ort u. Stelle.

Geschweißte Rohre

von 200 mm an aufwärts bis zu den größten Abmessungen, für jeden Druck, mit jeglicher Muffen- und Flanschverbindung, für Dampf, Wasser, Gas usw. Formstücke aller Art. Röhren Kanalisations-, Düker- und Turbinenrohrleitungen. Geschweißte Gefäße, Kessel und Apparate für alle Industriezweige. Konische Masten in einem Stück geschweißt. Herstellung von Aufwalzflanschen. Geschweißte Hohlkörper für jeden Verwendungszweck und jeden Druck. Hochdruckrohrleitungen.

Das Jod-Brom-Radiumhaltige

Solbad Gottschalkowitz, Kr. Pless OS.

Reichhaltige Solquelle von 16,2° C, die in Form von Trink-Badekur, Soldampfbäder u. Inhalationskur (in einem eigenen Inhalationsraume) zur Anwendung kommt. Lage: ländlich idyllisch, gut gepflegte Anlagen — Aussicht auf die 21 km entfernten Beskiden, Vorberge der Karpathen.

Heilanzeigen:

Mangelhafte Blut- und Säftebildung in Form von Skrofulose — **Gelenkrheumatismus** einsch. **ausgeglichener Herzfehler** — **Gicht** — **Ichias** — **Aufsaugung von Entzündungsresten**. Jede Auskunft, einschließlich Prospekte, kostenlos durch die **Badeverwaltung**.

V. MARTIN

Breslau 1, Schweidnitzer Straße 1

□□□□□□□□ Ecke Ring □□□□□□□□

Grösstes Haus der Branche

massgebend für

Wohnungs-Einrichtungen

**Teppiche, Möbelstoffe
Gardinen und Decken**

R. STILLER, Breslau II

Fernspr. 141 u. 3660

Gegründet 1864

Tauentzienstraße 37

Fliesen-Ausführungen

Vertretung der Plattenfabrikate von VILLEROY & BOCH, METTLACH.

Bade- und Toiletten-Ausrüstungsstücke

vom Einfachsten bis zum Feinsten. Wannen jeglicher Art, Waschtische, Armaturen.

Asphalt-Arbeiten

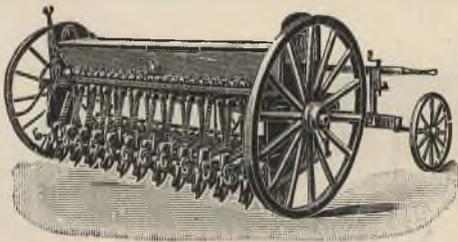
Isolierungen, Pappen und sonstige einschlägige Artikel.

Sonstige Bauartikel

wie glasierte Verblendsteine, Tonröhren, Klinker, Holzklotzpflaster, wetterfeste Figuren und Vasen.

„HALLENSIS-“

**Drillmaschinen, Ackerwalzen,
Kartoffelpflanzloch- u. Zudeckmaschinen**



Hackmaschinen

Kartoffelroder

Rübenheber

**Strohpressen
für Motordrescher**

Kleedreschmaschinen für Dampftrieb

sowie alle sonstigen landwirtschaftlichen Maschinen

empfiehlt in anerkannt erstklassiger Ausführung

Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen

F. Zimmermann & Co., Akt.-Ges.

Zweigniederlassung: **BRESLAU**, Götzenstrasse Nr. 14

Spezialhaus
für Parfümerien und Toilette - Artikel
Alfred Laxy, Breslau XIII,
Kaiser-Wilhelm-Str. 21 :: Fernruf 5742

Drogen, Artikel zur Kranken- und Kinderpflege
Diätet. Nahrungs- u. Genußmittel f. Zuckerkrankte



Glas im Jahre 1860.

Weingroßhandlung H. Sedlaczek

G. m. b. H. Tarnowitz OS. Besteht seit 1786

Zweiggeschäft mit Weinstuben:

Königshütte OS.

Kaiser- u. Girndtstr.-Ecke

Zweiggeschäft mit Weinstuben:

Hindenburg OS.

Bahnhofstraße Nr. 5



Moderner Schmuck

in Gold und Silber

Geschnitzte Elfenbeinrosen

als Broschen und Anhänger

Versilberte Tafel-Aufsätze

Blumenschalen, Körbe und dergl.

Tafel-Bestecke in echt Silber

und bestem Alpaka-Silber

Georg & Ernst Püschel, Juweliere, Breslau 2, Gartenstr. 63

Breslauer Privat-Telefon-Gesellschaft

G. m. b. H.

Bau und Unterhaltung von Fernsprechanlagen jeder Art
und Größe

Privat-Nebenstellen-Anlagen: Zentral-Batterie-Anlagen
Reihenschaltungsanlagen

Privat-Anlagen: Linienwähler-Anlagen, Zentral-Anlagen
Fernmelde-Anlagen jeder Art

Bau und Revision von Blitzableiter-Anlagen □□□□□

Fernsprecher:

Bau-Abt. Nr. 263

Revisions-Abt. 395

BRESLAU 13

Kaiser-Wilhelm-Straße 16

Montagebüro Waldenburg

Pädagogium **LÄHN** i. Riesengebirge bei Hirschberg

Landschulheim auf deutscher und christlicher Grundlage. Gegründet 1873.

Kleine Klassen, real und realgymnasial. Ziel: Einjährigen und Vorbereitung auf Obersekunda.
Streng geregelt. Internat. familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung.
Eigene Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizinische Bäder im Sanatorium.

Fernruf: **Lähn 4.**

Prospekte frei durch die **Direktion.**

UNSERE
*
SPEZIALHÄUSER
SIND DIE
GRÖSSTEN DEUTSCHLANDS
FÜR
Blusen·Kleider·Röcke
LOUIS·COHN·JR·NFG
Blusen·Cohn
BRESLAU
Schweidnitzerstrasse
34-35
Unsere
Zweiggeschäfte:
*
Berlin·4 Geschäfte·Leipzig·Hamburg·München·Chemnitz

Marienheim zu Kreuzburg OS.

Heil- u. Pflegeanstalt für nerven- u. gemütskranke Damen



36 Plätze, zwei Pensionsklassen
300 Mk. und 150 Mk. monatlich
Behandlung durch zwei Ärzte
Pflege durch evang. Diakonissen



Der Vorstand des Diakonissen-Mutterhauses „Bethanien“.

KÜNZEL u. HILLER

STEINMETZ- u. STEINBRUCHBETRIEBE

BRESLAU NEUE SANDSTR. 1
TEL. 1938

OSWITZ AN DEN FRIEDHOFEN
TEL. 12392

ABTLG. I FRIEDHOFSKUNST KRIEGER- UND
GRABDENKMALER

ABTLG. II WERKSTEINARBEITEN

EIGENE STEINBRÜCHE

ZU NEUDORF A. GRÖDITZBERG-HOCKENAU. KR. GOLDBERG-HAYNAU.

Otto Kowatsch & Co., Breslau V

Rehdigerstraße 68 Inh.: Ingenieur W. SMIRRA Fernsprecher 1428

Fabrik für Beleuchtungskörper jeder Art

nach eigenen und gegebenen Entwürfen,
konzessioniertes Ingenieur-Büro für Licht- und
Kraftanlagen für Stadt und Land, Elektro-Motoren,
Elektr. Apparate jeder Art, Reparatur-Werkstätte,
Metallwarenfabrik, Metaldreherei, Metalldrückerei,
Galvanische Anstalt, Fabrik für kunstgewerbliche
Metallarbeiten

Große Ausstellungsräume

Die neuesten Modelle
in geschmackvoller, vornehmer Ausführung!

Jacken u. Taillenkleider. Mäntel
Blusen. Röcke. Unterröcke

Albert Michereis

Spezialhaus

für moderne und gediegene Damen- und Bachfisch-Kleidung

Ring 48 Breslau Tel. 5502

Eigene Mäntelfabrik größten Stils

Elegante Braut-Kleider

stets fertig am Lager,

sowie Anfertigung nach vornehmsten Modellen

Große Spezial-Trauer-Abteilung







Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001026140



III 4213/0/1920

SL